Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Herausgeber: Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel
Band: 151 (1973)

Artikel: Aus der Geschichte der Pathologie und ihrer Anstalt in Basel
Autor: Trinkler, Hedwig
Kapitel: IV.: Die Pathologische Anstalt Basel und ihre Vorsteher
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006852

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IV. Die Pathologische Anstalt Basel und ihre Vorsteher

1. Im unteren Kollegiengebäude

Nachdem FRIEDRICH MIESCHER angesichts des guten Willens der Basler Obrigkeit auf einen erneuten Ruf von auswärts verzichtet hatte, wurde ihm auch eine kleine Station für pathologische Untersuchungen am Bürgerspital eingerichtet, wo er im Leichenhaus Obduktionskurse abhalten konnte. Zu dieser Zeit fand im Bürgerspital auch die Frauenheilkunde Platz. Miescher, der in seiner Bernerzeit von 1844–1850 am Inselspital auch als Gynäkologe praktiziert hatte, ersuchte die Behörden in Basel darum, daß ihm einige Zimmer für «Frauen mit heilbaren Gebärmutterleiden» überlassen würden. Die regelrechte geburtshilflich-gynäkologische Klinik von Basel wurde erst im Sommer 1868 gegründet; ihr erster Chefarzt war J. J. BISCHOFF.

Die zentrale Wirkungsstätte des Pathologen blieb im unteren Kollegiengebäude. Daß in den Not- und Sparzeiten die Gebäude der Universität gelitten hatten, ist begreiflich. Anläßlich der Vierhundertjahrfeier der Universität wurde das untere Kollegiengebäude umgebaut und aufgestockt. Dadurch wurde namentlich der Anatomie, der menschlichen, der vergleichenden und der pathologischen, dringend benötigter Platz geschaffen.

Aber schon vier Jahre später schrieb Miescher an das Baucollegium: die fortwährende Vermehrung und Vervollständigung der pathologisch-anatomischen Sammlung habe eine totale Umänderung derselben notwendig gemacht, und der vorhandene Platz sei durchaus ungenügend, wenn die Ordnung nur einigermassen übersichtlich sein soll. Als großes Entgegenkommen würde er es darum erachten, wenn er aus der ebenfalls umzuordnenden vergleichenden anatomischen Sammlung zwei Schautische, Tische mit aufliegenden Glaskasten, zugesprochen erhalten könnte.

Ein halbes Jahr später, im Frühling 1865, und von da ab sich ständig mehrend, gelangten Klagen über den üblen Zustand im unteren Kollegiengebäude an die Baudirektion.

20. März 1865, W. His an löbl. Baucollegium:

«Gestern und vorgestern ist wiederholt heftiges Krachen im Gemäuer des mittleren Teiles am unteren Flügel des Universitätsgebäudes gehört worden, einmal von der Familie des Anatomiedieners und das andere Mal von Herrn Prof. Hoffmann. ...»

23. März 1865 Baucollegium an Bürgermeister:

«Wir dürfen als hochderselben bereits bekannt voraussetzen, daß sich den 3. diesen Monats, früh morgens um 3 Uhr im unteren Collegium der Ein-

sturz eines bei 60' langen Stückes der Hofmauer ereignet hat, und zwar ohne daß sich eine bestimmte Veranlassung dazu nachweisen ließe, wenn nicht die Vermutung einigen Grund hat, daß der Ablauf des Hofbrunnens teilweise sich hinter diese ohnehin alte und wie sich nun an den Baugründen zeigt, schlecht gebaute Stützmauer versetzt und bei wieder eintretendem höheren Kältegrad den Einsturz veranlaßt hat.»

15. Dezember 1865 W. His an Baucollegium:

«... dagegen empfinde ich in meinem mit zwei hohen Fenstern gegen Nord und Ost gelegenen Arbeitszimmer das Bedürfnis eines besseren Abschlusses (Vorfenster!) von Jahr zu Jahr. Bei aller Sorgfalt der Heizung ist das Zimmer in den Morgenstunden kaum bewohnbar.»

Die Klagen verstummten nicht bis ins Jahr 1877. Sie berichteten von abbröckelnden Gipsdecken, Rissen im Gemäuer, wurmzerfressenen Holzbalken, faulenden Treppen, teilweise eingesunkenen, durchgebrochenen Fussböden, kellerartigen Hörsälen und mündeten schließlich in die bange Frage: wohin mit den über 2000 mit Weingeist gefüllten Gläsern und ebenso vielen zum Teil zerbrechlichen und voluminösen Trockenpräparaten? Die Raumnot war katastrophal. Der zweite Anatomiediener hatte keine Arbeitsstätte. Nicht nur Anstalten der Universität waren in dem zerfallenden Gebäude untergebracht, auch der Verein junger Geschäftsleute begehrte Platz für den Sprachunterricht seiner 180 Schüler in 44 Klassen. Es klingt Verzweiflung aus dem Veto der Professoren, die sich schließlich auch noch gegen das Ansinnen, daß unter dem Collegiengebäude die Badeanstalt errichtet werde, verwahren mußten.

Aus der Zeit von Friedrich Mieschers Wirken als Pathologe finden wir in unserem Institut eine sorgfältige Buchführung über die äußerst bescheidenen Einnahmen und Ausgaben. Die Pathologie erhielt aus dem Kredit für die Anatomische Anstalt jährlich Fr. 500.– zugesprochen, welche fast gänzlich für die Anschaffung von Sammlungsgläsern (Glashütte Siegwart Hergiswil) und Weingeist (Leonhard Bernoulli Basel) draufgingen. Auch der Schreiner mußte aus dem kärglichen Fond bezahlt werden, und die gelegentlichen Geschenke an Studenten lassen erkennen, daß Studenten als Hilfskräfte Arbeit geleistet haben.

Ein Verzeichnis der Präparate und Sektionsberichte gibt Auskunft darüber, wie vielfältig die krankhaften Veränderungen an den Organen waren, welche als Anschauungsmaterial für die Studenten hergerichtet wurden. Einige wenige stammten von Operationen her, wobei neben dem Chirurgen, Prof. Socin, Miescher selbst die Präparate exstirpiert hatte. In den Jahren 1865, 1866 und 1867 konnten die Präparate nicht mehr chronologisch verarbeitet werden, da ein lange dauernder Mangel an Gläsern herrschte. Zahl-

reich sind die gesammelten Präparate von Würmern: Bothriocephalus, Taenien, Ascariden, ein Stück amerikanischer Speck mit Trichinen usw. Miescher war als hervorragender Kenner der Helminthologie und der Parasitologie bekannt.

Mit 60 Jahren gab Miescher sein Lehramt ab und widmete sich nur noch seiner umfangreichen Praxis.

«Wir sehen ihn noch, wie er, sich herausreissend aus einer mühevollen Praxis – damals war er einer der gesuchtesten und geachtetsten Ärzte unserer Stadt – uns auf die Bahnen der Wissenschaft leitete, wie er sich freute, wenn wir selber vorwärtsstrebten, wie er uns dabei als weiser Berater unterstützte.» ... sagt an seinem Grabe der Dekan der medizin. Fakultät H. Schiess.

Und Friedrich Müller schreibt in seinem Nekrolog:

«Seine Schüler aus den 50er Jahren erinnern sich gar wohl, wie oft ihr Lehrer nach einem mit Konsultation und Krankenbesuchen ausgefüllten Morgen nach elf Uhr in der Vorlesung erschien, sichtlich ermüdet und hie und da auch in gedrückter Stimmung, aber nach den ersten Worten schien die Ermüdung geschwunden: die Beschäftigung mit der Wissenschaft, die Lehrtätigkeit wirkten erfrischend auf ihn, und es kam ihm dann wenig darauf an, seine Zuhörer auch weit über die gesetzliche Stunde zusammenzuhalten.»

Als Arzt aber wurde er als einer jener geschildert, von denen Jeremias Gotthelf sagte, es wohle einem nur schon, wenn sie ins Zimmer eintreten.

Friedrich Mieschers stattliche Gestalt war nicht nur am Rheinsprung, im Spital und in der Praxis bekannt, sondern auch ganz besonders im Basler Musikleben. Er war ein begabter Sänger. Schon in der Studentenzeit (im Zofingerverein) galt er als beliebter Sänger und Lautenschläger. In der Schweiz. allgemeinen Zeitung berichtet eine Notiz:

«In Prof. Miescher-His verliert der Basler Gesangverein eines seiner ältesten Mitglieder... Unsere ältere Generation erinnert sich noch mit Freuden der kernigen Baßstimme... Es waren noch heimelige Zeiten, da der Herr Professor es mit seinem längst verstorbenen Freund, dem Turnlehrer Spieß wagen durfte, die Pause einer Gesangsvereinsprobe mit einem frohen Jodler auszufüllen ...»

Miescher sang als Solist in mehreren Konzerten, so in Händels Samson, Haydns Schöpfung und Händels Messias. Er starb in seinem 76. Lebensjahr am 21. Januar 1887.

Nach dem Rücktritt von Friedrich Miescher wurde zunächst 1871 der Anatom Carl Ernst Emil Hoffmann zum Vorsteher der pathologischen Anstalt gewählt. Im Juli 1872 fiel die Aufmerksamkeit der Basler Behörden

u. a. auch auf den in Greifswald weilenden jungen Basler Gelehrten, Privatdozent Dr. Moritz Roth, und der Gedanke drängte sich auf, Prof. Hoffmann von der pathologischen Anatomie wieder zur normalen zu versetzen, die pathologische dagegen Dr. Roth zu übertragen.

Im Jahresbericht seiner Tätigkeit als pathologischer Anatom meldet C. E. E. Hoffmann 1872 (289 Sektionen, 159 Präparate):

> «Einer erfreulichen in das Berichtsjahr fallenden Verbesserung ist noch zu erwähnen. Es ist die durch das Spitalpflegeamt in das Werk gesetzte, äußerst zweckmäßige Umänderung der Sektionslokalitäten im Spital, welche mit prächtigem Oberlicht versehen sind und bei welchen Grellinger Wasser direkt auf die Sektionstische geleitet ist,»

meint jedoch bedauernd, es sei schade, daß der Pathologe vom Rheinsprung zum Spital und zurück einen so weiten Weg habe.

Inzwischen hatte sich das Basler Spitalwesen stark entwickelt: am rechten Rheinufer war 1862 aus privaten Mitteln das Kinderspital eröffnet worden, nachdem bereits in der St. Johanns-Vorstadt Frau Burckhardt-Vischer kranke Kinder zur Pflege aufgenommen und so das erste «Kinderspitäli» zusammen mit ihren zwei ebenfalls verwitweten Schwestern begründet hatte.

Erster ärztlicher Leiter war Carl Streckeisen.

Durch die Schenkung des Basler Wohltäters Christoph Merian-Burckhardt wurde es möglich, das Bürgerspital um einen neuen großen Flügel zu erweitern, der auf dem Platz der ehemaligen Strafanstalt direkt hinter die Predigerkirche zu stehen kam. Hier wurde zunächst die vom Chirurgen Socin 1869 an den Frauenarzt Bischoff übergebene geburtshilfliche Abteilung untergebracht.

Parallel zur Bevölkerungszunahme (1850: 27 000, 1860: 38 000, 1870: 44 000 Einwohner) nahm die Beanspruchung des Spitals durch die Bewohner zu, so wie es C. G. Jung gewünscht hatte: mit dem vielen Geld, das für die Verpflegung armer Kranker zu Hause ausgegeben werden müsse, könnten schöne Spitalbauten erstellt werden.

Im Jahr 1865 wurde der sogenannte Klinikenvertrag zwischen Kanton und Bürgergemeinde abgeschlossen. Dadurch wurde das Bürgerspital Universitäts-Spital.

Aus privater Stiftung entstand das Augenspital.

Für den Lehrstuhl der Pathologie schlug nun im Sommer 1872 das Erziehungscollegium Moritz Roth vor:

> «Neben mehreren anderen jüngeren Gelehrten ist unsere Aufmerksamkeit auf Herrn Prof. Moritz Roth von Basel, der zur Zeit Privatdozent und Assistent in Greifswald ist, gerichtet worden, dessen tüchtige Kenntnisse und Gelehrsamkeit allgemein gerühmt werden.»

Moritz Roth, am 25. Dezember 1839 in Basel als Sohn des Altphilologen und Gymnasiallehrers Carl Ludwig Roth geboren, studierte in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Medizin in Basel.

> «Diese schauerliche und nützliche Wissenschaft, die den Arzt niederdrückt und zugleich erhebt, die ihm das Bewußtsein seiner Schwäche eindrücklich macht und ihm zugleich gegen sie ankämpfen hilft und ihn stärkt, – diese Wissenschaft hat sich meiner angenommen und die von meinem Vater begonnene Erziehung fortgesetzt. Die dunkle und doch lichtvolle Lehrmeisterin verlangte Arbeit, läuterte meinen Geist allmählich so weit, daß ich einsah, worauf es ankommt»

sagt er selber (zit. in A. Burckhardt, Prof. Moritz Roth, Corr. bl. Schweiz. Ärzte 1915).

Seine Lehrer waren u. a. der erst 27jährige Wilhelm His und Friedrich Miescher. Im übrigen mußten die Studenten ihre Studien nach dem Propädeuticum in Basel im Ausland betreiben, wollten sie klinisch etwas lernen. Roth studierte in Würzburg und Göttingen. 24jährig kehrte er 1863 nach Basel zurück, wo er ein Jahr später doktorierte. Hierauf zog er nach Berlin, um bei Virchow zu arbeiten. Im Sommer darauf, zur Zeit der großen Basler Typhus-Epidemie, war er Arzt am Hilfsspital und habilitierte sich in Basel. Obwohl er die Absicht hatte, in Basel zu bleiben, lockte ihn ein Angebot Virchows wieder nach Berlin, wo er sich in mikroskopischen und experimentellen Arbeiten vervollkommnete. Zwei Jahre später, 1868, zog Roth nach Greifswald an die Pathologie zu Friedrich Grohé. Im Siebziger-Krieg war er in einem Lazarett bei Metz tätig.

Im November 1872 trat Moritz Roth die Nachfolge von Friedrich Miescher-His, zuerst als a. o. Professor der pathologischen Anatomie, erst zwei Jahre später als Ordinarius an. Er teilte mit der Anatomie und Physiologie die knappen und baufälligen Räume im unteren Kollegium. Die Jahresberichte von Moritz Roth fielen kurz und bündig aus. Meistens war der Kredit zu knapp bemessen, da von den bewilligten 500 Franken allein mehr als dreihundert Franken für den Spiritus der Sammlungspräparate verbraucht wurden. Dabei war Roth ein sparsamer Hausvater. Kredite, die er nicht sofort brauchte, legte er auf die Bank, wo sie ihm einige Franken Zins eintrugen. Er mobilisierte auch einige Zuschüsse aus der Fakultätskasse und einen gesicherten Beitrag für eine Assistentenbesoldung. Seine Anschaffungen betrafen zunächst ein Mikroskop, dann aber auch Bücher und Atlanten.

Im Diarium von 1872–1879 sind besonders sorgfältig die Untersuchungen eingetragen, die er an den ihm überbrachten Operationspräparaten vornahm. Er beschreibt mit Angabe der Personalien, des Alters und der durch den operierenden Arzt gestellten Diagnose kurz, was er von bloßem Auge

erkennt, und führt dann eingehend die mikroskopischen Erhebungen aus. Zwischen die kaum leserlichen Sätze von seiner Hand sind kleine Zeichnungen eingestreut. Hauptlieferant von Untersuchungs-Objekten sind der Chirurg vom Bürgerspital, August Socin, der Chefarzt der Frauenklinik, Bischoff, Ärzte aus der Stadt und von auswärts, das Schlachthaus. Auch der Anatom Hoffmann bringt zahlreiche Präparate besonderer Befunde seiner Sektionen dem Kollegen von der Pathologie zur exakten mikroskopischen Untersuchung. Der Hauptanteil der Präparate stammt von Wucherungen an Gesicht, Lippen, Nase, Ohren, gefolgt von Geschwülsten der Gebärmutter, der Eierstöcke und Brustdrüsen, der Haut, der Knochen.

2. *Das pathologische Institut im Spitalgarten*

Die Raumnot im unteren Kollegiengebäude wurde nachgerade unerträglich. Die Sammlungszimmer waren unübersichtlich vollgestopft, die Hörsäle und das ganze Gebäude dringend reparaturbedürftig. Etwas mußte geschehen. Der Gedanke lag nahe, daß als erste die pathologische Anstalt sich eine neue Wirkungsstätte suche. Moritz Roth wurde 1874 beauftragt, eine Vermehrung der Lokalitäten zu studieren. Er schlug sofort eine Verlegung auf das Spitalterrain, in dessen Gemüsegarten, vor.

So einfach ging es aber nicht. Es mußte gespart werden. Die Kuratel hatte 1877 einen billigeren Vorschlag. Die pathologische Anstalt könnte im Gebäude, das der Irrenarzt des Spitals an der Spitalstraße bewohnte, untergebracht werden. Auch die medizinische Fakultät, mit Ausnahme eines einzigen Mitglieds, nämlich des betroffenen Irrenarztes, war begeistert von diesem geldsparenden Ausweg. Das Baudepartement errechnete für den Umbau eine Summe von Fr. 55 000.– gegenüber einer für den Neubau von Fr. 100 000.– und stimmte dem Projekt zu.

Jetzt meldete sich das Pflegeamt. Schwerste Bedenken wurden von den Spital-Oberärzten vorgebracht. Es gehe nicht an, daß durch eine Aufstokkung der Irrenarztwohnung dem Krankenhaus noch mehr Luft und Licht entzogen werde, hätten doch die Oberärzte – leider vergeblich – vor gar nicht langer Zeit die Entfernung der Predigerkirche befürwortet. Eine pathologische Anstalt in unmittelbarer Nähe der Kranken sei wegen der ausströmenden Fäulnisgase, die mindestens widerlich, wenn nicht gar gefährlich seien, nicht zumutbar. Das Pflegeamt anerbot sich darum, einen anderen Standort ausfindig zu machen, was ihm bei dem stark beschränkten Platz große Mühe machte. In Frage käme höchstens die obere Terrasse des

hinteren Spitalgartens, jedoch nur ganz zuhinterst, und erst nach Landerwerb der anstoßenden Gärten der Liegenschaften an der Hebelstraße.

Drei Jahre lang bemühten sich der Architekt Paul Reber und der Institutsvorsteher redlich, einen vernünftigen Plan für ein pathologisches Institut aufzustellen. Von der Kuratel und den Spital-Oberärzten wurden sie dabei nach Kräften unterstützt. Am 19.6.1877 schrieben unabhängig voneinander die Kuratel und die Oberärzte des Spitals an das Spitalpflegeamt:

19. Juni 1877 Präsident der Curatel an Tit. Spitalpflegeamt:

«Wie Sie wissen, haben die Behörden des Spitals und der Universität schon zu wiederholten Malen die Frage einer engeren lokalen Verbindung des Pathologischen Instituts mit dem Spital besprochen. Eine solche Verbindung liegt ohne Zweifel im Interesse der beiden Anstalten, da der Vorsteher des Pathologischen Instituts die Sectionen des Spitals besorgt und für seine Vorlesungen und Demonstrationen auf den Spital angewiesen ist. Es ist denn auch schon in früheren Jahren an ein Unterbringen der pathologischen Anstalt und Sammlung in der Dominicaner Kirche und vor 2 Jahren an ein solches im hinteren Teil des Spitalgartens gedacht worden. Beide Projekte haben sich zerschlagen, das Bedürfnis aber ist geblieben, oder hat sich vielmehr gesteigert.»

19.6.1877, die Ärzte des Spitals (Socin, Bischoff, Immermann, Wille):

«Nun ist jedem, der sich mit der Geschichte der Heilwissenschaften beschäftigt hat, bekannt, daß in den wenigen Jahrzehnten, seit welchen man die Leichenuntersuchungen beziehungsweise die Untersuchung der erkrankten Organe makroskopisch und mikroskopisch einläßlicher geübt hat, die Medizin einen großen Aufschwung gemacht, ja eine völlige Umwälzung erlitten hat. ... So konnte eine rationalere Behandlung an Stelle der auf Beobachtung einzelner Krankheitserscheinungen gegründeten Platz greifen, und wenn auch manche Illusion, denen man sich früher in Bezug auf die Macht der ärztlichen Kunst hingegeben hatte, in Folge dieser anatomischen Untersuchungen schwinden mußte, so ist doch kein Zweifel daran, daß die praktische Medizin ganz unendliche Vorteile aus dem pathologisch-anatomischen Studium gezogen hat.»

Im Winter lag dann ein Projekt vor, zu dem der Vorsteher Prof. Moritz Roth allerdings bemerkt: «Das Gebäude ist etwas zu klein ausgefallen.» Wilhelm His wurde gebeten, bei seinem nächsten Basler Aufenthalt über die Platzfragen des geplanten Pathologischen Instituts ein Gutachten abzugeben. His hatte im gleichen Jahr (1872), in welchem Roth sein Amt in Basel antrat, den Lehrstuhl für Anatomie in Leipzig bezogen und galt als Sachverständiger. Er nahm jetzt an Ort und Stelle mit Roth und dem Spitalarchitekten Paul Reber Augenschein und kam zum Schluß, daß der vom Pflegeamt

zur Verfügung gestellte Platz gut wäre, schlug aber vor, dem Institut einen separaten Zugang von der Lottergasse (Hebelstraße) her zu geben. Er erachtete ein Auditorium von 25–30 Plätzen und einen Mikroskopierraum für 12–15 Mann neben den notwendigen Institutsräumen und einer Dienerwohnung als für die Basler Verhältnisse angemessen.

Am 3. Mai 1878 gab Paul Reber, der Architekt, in einem blauen Heft handgeschrieben den Bericht an das löbliche Spitalpflegeamt über das geplante Pathologische Institut ab. Bevor er auf das Projekt einging, rekapitulierte er:

> «Nachdem durch Erstellung des Badanbaues gegenüber der von Herrn Prof. Wille bewohnten Liegenschaft eine Benutzung der letzteren für pathologisch-anatomische Zwecke nicht mehr in Betracht kommen konnte, so prüfte im November des verflossenen Jahres Ihre Kommission nochmals die Frage, in welcher Form und hauptsächlich an welcher Lage die Erstellung eines pathologisch-anatomischen Instituts innerhalb des Spitalareals Aussicht auf Verwirklichung finden könnte.»

Darauf legte Reber seine verschiedenen Projekte vor und zuletzt dasjenige, welches auf Grund der mit His und Roth und den Spitaloberärzten durchdiskutierten Details entstanden war.

Endlich, im Sommer 1878 entschied sich das Pflegeamt, das Areal auf der hinteren Spitalterrasse dem neuen Institut zu überlassen und war sogar bereit, einen Baukostenbeitrag von Fr. 30 000.– und für die Erwerbung des benötigten Landes weitere Fr. 15 000.– bereitzustellen. Es knüpfte aber die Bedingung an, daß das ganze Institut samt der betreffenden Liegenschaft in den Besitz des Spitals eingeschrieben werde. Das Pflegeamt erwarb von der Witwe des Pfarrers Buxtorf, Hebelstraße 16, sowie von der Hebelstraße 18, ferner von August Jenny-Hörler, Hebelstraße 20, und von J. J. Hägler-Vortisch, Hebelstraße 22, total etwa 2500 m² Gartenanstoß.

Die Freiwillige Akademische Gesellschaft stellte den Hauptanteil der Baukosten bereit, und der Staat übernahm die Ausstattung des neuen Instituts im Betrage von Fr. 18 000.–.

Moritz Roth hatte auch Pläne anderer neuer pathologischer Institute studiert. Es lag vor ihm der Plan eines imposanten Institut d'Anatomie normale et pathologique, von Architekt J. A. Brion, aus Strasbourg. Von München besaß er die Pläne des königlichen Pathologischen Institutes, eröffnet am 9. Januar 1875, das sich «mit herrlich freier Aussicht auf die Bavariahöhe und einen Teil des Gebirges» in nächster Nähe des Krankenhauses befand, im Stil der italienischen Renaissance gebaut, von Ahornbäumen beschattet. Das Resultat für die Planung der Basler Pathologischen Anstalt fiel nicht so grandios aus. Der im hinteren Spitalgarten zugewiesene Platz

war sehr beschränkt und rings von Privatbesitz umschlossen, so daß die eine Schmalseite des Instituts sogar bis unmittelbar an Stallungen heranreichte.

> «Bei Aufstellung des Bauprogrammes für die pathologische Anstalt war neben der Erwägung des für unsere Verhältnisse absolut Notwendigen, die rücksichtsvollste Inanspruchnahme der Geldmittel maßgebend. ... Commissionen und Architekten müssen sich ängstlich hüten vor Raumverschwendung,»

schrieben Roth und der Architekt zu den Plänen.

Am 4. Januar 1881 fand der Umzug vom Rheinsprung ins neue Institut statt. Roth hatte dafür einen Extrakredit von Fr. 400.– beantragt und erhalten. Dreitausend Präparate mußten gezügelt werden. Es waren in Weingeist eingelegte Organe in zerbrechlichen Gläsern und ebenso viele trockene Knochen. Sie mussten mit grösster Sorgfalt in Körbe verpackt und auf Tragbahren verladen, auf dem steilen Weg den Rheinsprung hinunter und den Blumenrain wieder hinaufgetragen werden. Es waren dafür während 14 Tagen vier Mann beschäftigt.

Bereits im November 1880 wurde das neue Institut von den Mitgliedern der hohen Regierung, der Curatel, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft, des Bürger- und Erziehungsrates, des Spitalpflegeamtes und der medizinischen Fakultät seiner Bestimmung übergeben. Es enthielt auf 2 Geschossen 10 Arbeits- und Museumsräume. Die neue Anstalt durfte eine Anzahl von Geschenken verbuchen. So stiftete Prof. Miescher-His eine «genau gearbeitete, zur Wägung ganzer Körper geeignete Dezimalwaage».

Zu seiner großen Bestürzung mußte Roth im nächsten Jahresbericht bereits melden, daß «durch die starke, außer aller Berechnung gelegene Beteiligung an den mikroskopischen Übungen der hierzu eingerichtete Mikroskopiersaal sich als ungenügend auswies!»

Im Institut arbeiteten der Chef, ein Assistent, einige Schüler und ein Diener. Der Diener wurde vom Spital gestellt und von diesem bezahlt. Seit 1881 gingen jährlich eine bis fünf wissenschaftliche Arbeiten aus dem Institut in Druck. Im Jahr 1887 starb Friedrich Miescher-His und vermachte dem Institut seine 303 Bände und Hefte zählende medizinische Bibliothek. (Jetzt im Besitz der medizin-historischen Bibliothek, Bernoullistraße 20, Basel).

Seit 1889 war dem Institut auch die Aufgabe des Bakteriologie-Unterrichtes und der bakteriologischen Diagnostik für die öffentliche Sanität überbunden. Der Bakteriologie-Unterricht war aber nur möglich dank der großzügigen Hilfe durch die Freiwillige Akademische Gesellschaft, welche es gestattete, Bakterienmikroskope anzuschaffen. 1890 meldete Moritz Roth im Jahresbericht:

«Der Unterzeichnete benützt die Gelegenheit, um abermals die Aufmerksamkeit der hohen Behörden auf den zunehmenden Raummangel der pathol. anat. Anstalt zu lenken. Nicht nur der Mikroskopiersaal erweist sich seit längerer Zeit als zu klein, sondern auch die Sammlung füllt sich immer mehr, und die bakteriologischen Untersuchungen, welche für die öffentliche Sanität vom Institut ausgeführt werden mußten, verlangten besondere Räume, speziell für das Aufbewahren der Kulturen, und an diesem Raum mangelt es gänzlich.»

Mit dem Lehrauftrag für Bakteriologie war Roths langjähriger Assistent Albert Dubler, der sich im Jahre 1890 habilitierte, betraut worden.

Über das Verhältnis von Moritz Roth zu seinem Assistenten Albert Dubler berichtet eingehend Albrecht Burckhardt in seinem Nekrolog zum Tode von Moritz Roth. Dieses Verhältnis vom Meister zum Schüler, vom Chef zum Mitarbeiter und schließlich vom älteren Freund zum jüngeren Freund muß ganz besonders schön gewesen sein. Den kinderlosen, tief religiösen Mann, der an seinem eigenen vorbildlichen Vater in Verehrung hing, muß es mit tiefer Freude erfüllt haben, als einer seiner Studenten sich zum Fach der pathologischen Anatomie besonders hingezogen fühlte.

«... und hier, im pathologisch-histologischen Kurs und im Sektionskurs des Winters 1881 auf 1882 machten wir miteinander Bekanntschaft, aus der später Freundschaft geworden ist», (Nekrolog auf A. Dubler von M. Roth).

Dubler war ein begabter Schüler. «Verständig ging er ans Werk». Seine auffallend kleine Hand präparierte mit Geschick, und die Doktorarbeit, an der er während 2 Jahren arbeitete, verlangte Geschicklichkeit. Er präparierte vom Rückenmark aus Nervenwurzeln und Nervenstämme bis zu «ihren feinsten, mit der Lupe verfolgbaren Verzweigungen, deren Durchmesser nur noch 0,1–0,05 mm betrug» (A. Dubler, med. Diss. 1884).

Er fertigte Schnitte an aus dem Rückenmark, das er gehärtet hatte, und färbte sie mit Ammoniak-Karmin oder betrachtete sie auch nur nach Behandlung in Glyzerin oder in Kalilauge im Mikroskop. Nachdem er sich in Paris, England, Wien und Berlin – hier erlernte er die bakteriologische Technik – umgesehen hatte, trat er 1887, 30jährig, bei seinem väterlichen Freund als Assistent der pathologisch-anatomischen Anstalt ein. Er ist ungemein fleißig gewesen: die Sammlung vermehrte er eigenhändig mit Liebe, er führte über die etwa 5700 Präparate, die er hergestellt hatte, einen sorgfältigen Katalog. Er nahm an vielen Operationspräparaten die histologischen Untersuchungen vor, und dafür wurde er von den Ärzten der Stadt und des Spitals geschätzt. Die Sektionen im Kinderspital, eine besonders delikate und interessante Arbeit, war ihm allein übertragen. Er habilitierte mit einer

wichtigen Arbeit über die Eiterung. Hierauf erhielt er den Lehrauftrag für Bakteriologie, und er hielt mit dem Institutsvorsteher zusammen auch die pathologisch-anatomischen Kurse und Examen ab. Roth hat ihn enorm gefördert:

«... er drängte ihn zur Habilitation, er nahm ein Semester Urlaub, um ihn in die Lehrtätigkeit hinein zu zwingen, er überließ ihm Spezialvorlesungen, die er selbst gerne gehalten hätte» (Nekrolog auf M. Roth von A. Burckhardt, Corr.bl. 1915).

Roth war ohne Neid, von ehrlicher Freude an seinem jungen Kollegen angetan und lernte selber bei ihm:

«Den größten Beifall erwarben sich seine vierwöchentlichen, jeweilen auf den Semesterschluß fallenden Kurse der Bakteriologie. Hier zeigt sich der Meister im knappen Vortrag, in der Fülle der Demonstration, in der sorgfältigen Vorbereitung und unfehlbaren Sicherheit der Experimente, in der Beherrschung der gesamten Technik. Die Schüler (worunter der Verfasser dieser Zeilen) bekamen die Dinge nicht nur zu hören und zu sehen, sondern jeder mußte Hand anlegen.» (M. Roth auf A. Dubler, Corr.bl. 1903).

Am 19. Mai 1894 erhielt Dubler Titel und Rechte eines a. o. Professors verliehen.

«Da trat jene Katastrophe ein, welche der Tätigkeit des Mannes und allen auf ihn gebauten Hoffnungen ein Ziel setzte.»

Ende Oktober 1895 wurde der sonst so kräftige Albert Dubler schwer krank.

«Die Sache war um so tragischer, als die mit dem Anfall verbundene Rachendiphtherie auf Infektionen bei den amtlich vorgenommenen Diphtherieuntersuchungen hinwies».

Dubler verließ, schwer krank und kaum mehr arbeitsfähig, 1897 das Institut. Beim Tode Dublers faßte M. Roth seine ganze Zuneigung in die Worte:

«Albert Dubler stand gleich hoch als Mensch und als Charakter wie als Forscher und Lehrer: alles an ihm war ganz und echt. Die hohe, aufrechte, feingekleidete Gestalt mit der Nelke im Knopfloch und dem Hunde edler Rasse an der Seite stimmte gar wohl zum Wesen des Mannes. Schmerzlich vermissen wir den Trefflichen, so frühe Heimgegangenen; aber wir dürfen sagen, daß sein Leben köstlich gewesen ist, da es Mühe und Arbeit gewesen ist; wir wagen zu hoffen, daß seiner wissensdurstigen Seele jetzt offenbart sind die Rätsel des Menschdaseins und dazu viel anderes, höheres».

Am 10. Juli 1897 beging Moritz Roth sein 25jähriges Professoren-Jubiläum, an dem er von der philosophischen Fakultät mit der Verleihung des

Ehrendoktors geehrt wurde. Ein halbes Jahr später, am 31. Dezember 1897, legte er sein Amt nieder, und «alle Versuche, die gemacht wurden, um ihn in seinem Entschluß wankend zu machen und zur Zurücknahme seiner Demission zu bewegen, bleiben erfolglos». Er war 59jährig und ging nicht leichten Herzens. «Ganz besonders schwer wurde ihm der Abschied von seiner geliebten pathologischen Sammlung». Im Jahresbericht für 1897, seinem letzten Jahresbericht, schrieb er:

«Am 31. Dezember reichte der Vorsteher der Anstalt nach 25jähriger Tätigkeit seine Entlassung ein. ... Er blickt mit Befriedigung auf 25 arbeitsreiche Jahre zurück, während welcher die pathologische Anstalt gegründet, mit mehr als 8000 Sektionsprotokollen und 5000 Präparaten ausgestattet worden ist und er bestrebt war, die angehenden Ärzte an sorgfältige Beobachtung und naturgemäßes Denken zu gewöhnen».

Moritz Roth selber wird als ein trefflicher Mann geschildert. Als Basler Hochschullehrer trug er das Ziel in sich, daß in der Schweiz anerkannt werde, «wer in Basel studiert hat, der hat etwas gelernt.» Er war ein vortrefflicher Lehrer, sprach fließend, klar, eindringlich und originell. Er war unermüdlich, den Studenten im Sektionskurs die richtige Technik beizubringen; er verlangte sauberes Arbeiten, präzise Beschreibung, klare Begriffe. In den Prüfungen wollte er nicht vernehmen, was der Student nicht wisse, sondern was er wisse. Ausflüchte ließ er nicht gelten, dumme Antworten stimmten ihn traurig.

Moritz Roth war dreimal Dekan, 1875 noch am Rheinsprung, 1884 und 1896. 1885 war er Rektor der Universität seiner Vaterstadt. Die Rektoratsrede hielt er über Andreas Vesalius Bruxelliensis.

Den medizinisch-historischen Studien widmete er sich bereits in seiner Institutszeit teilweise, nach seinem Rücktritt aber gänzlich. Er verfaßte mehrere wichtige Arbeiten auf diesem Gebiet, und sein Gedanke war, die ganze Medizingeschichte müßte von einem Mediziner neu bearbeitet werden, der die nötige philologisch-historische Schulung besitze. Bis dahin sollte etwa durch genaue Biographien, nach echten Quellen, solide Vorarbeit geleistet werden. Zu diesen Vorarbeiten hat er beigetragen, und sein Elternhaus hatte ihm das Rüstzeug dazu mitgegeben.

«In meinem elterlichen Hause ging es wie in einem großen Taubenschlage aus und ein von hiesigen und auswärtigen kleinen und großen Gelehrten. Alle Fakultäten waren vertreten. Alles kam zur Sprache, oft bis tief in die Nacht hinein, außer Philologie und Geschichte auch Politik, Philosophie und Religion. Auch Naturgenuß und Beobachtung der Natur kamen nicht zu kurz, noch weniger die Kunst und die Liebe zur Musik». So äußerte sich Roth selbst an seinem 25jährigen Professoren-Jubiläum.

Roths Hauptwerk «Andreas Vesalius Bruxelliensis», das 1892 in Berlin erschien, ist bis heute für die Medizingeschichte grundlegend geblieben.

Als Mensch sehnte sich Roth unendlich nach Harmonie, er, der edel, gütig, uneigennützig und dankbar war, der aber zeitweise von Pessimismus und Menschenfeindlichkeit geplagt wurde. Seine letzten Lebensjahre waren von körperlichen Leiden überschattet. Er starb am 4. November 1914.

Erweiterungspläne für das inzwischen zu klein gewordene Institut hatte Moritz Roth noch mit dem Architekten Paul Reber erstellt. Es blieb seinem Nachfolger überlassen, die projektierte Vergrößerung des Instituts zu realisieren.

Als Nachfolger von Moritz Roth suchten die Universitätsbehörden von Basel einen Mann, der

1. in hervorragendem und allgemein anerkanntem Maße alle Richtungen der pathologischen Anatomie beherrscht, der aber
2. in erster Linie pathologischer Anatom im engeren Sinne, d. h. ein guter Lehrer für die Studenten und ein guter ärztlicher Mitarbeiter für die Kliniken und Ärzte von Basel ist; schließlich soll er eine Persönlichkeit sein, die sich in die Verhältnisse der hiesigen kleinen Universität leicht und gut einfügen kann.

In dem Prosektor und Extraordinarius zu Breslau, Eduard Kaufmann, fanden sie den richtigen Mann. «Er genießt als Lehrer, Forscher, Schriftsteller und Mensch allgemeine Achtung und Anerkennung».

Eduard Kaufmann wurde am 24. März 1860 im Bürgermeistershaus zu Bonn geboren. Zuerst zogen ihn seine Neigungen und Begabungen zum Studium der Kunstgeschichte hin, besaß er doch ungewöhnliches Verständnis für Farbe und Form und lebhaften Sinn für Historik. Er wandte sich jedoch der Medizin zu, und während seines Studiums fesselten ihn besonders die Lehrer Franz von Leydig und der Pathologe Karl Köster. 1885 wurde er Assistent von Ponfick in Breslau, wo er bald auch als Stellvertreter Prosektordienst am Allerheiligenspital verrichtete. «Hier gab ihm eine reiche Ausbeute der täglichen Sektionen hundertfältige Gelegenheit, mit Stift und Pinsel das Geschaute festzuhalten.» Nach seiner Habilitation 1888 übernahm er einen Teil des Unterrichtes in spezieller pathologischer Anatomie.

> «... durch alle seine Lehrtätigkeit hat er in Kursen und Vorlesungen die Geschwulstdiagnostik besonders gepflegt. ... Eine Fülle von Urkunden, die er zeichnend der Natur abgelauscht, stand ihm zur Verfügung. ... Aus der Liebhaberei des beobachtenden Künstlers, aus dem Überblick des einsichtigen Sammlers sowie aus der Notwendigkeit des praktischen Unterrichtes ist Kaufmanns Lehrbuch entstanden.» (G. B. Gruber).

Kaufmann war 36jährig, als 1896 die erste Auflage des Lehrbuches erschien. Alle Zeichnungen darin sind von seiner Hand. 40 Jahre lang hielt ihn das «Buch» gefangen.

«Wo er weilte, was er tat, ja selbst auf Spaziergängen in den Wäldern ... oder in Theater- und Konzertpausen – die Gedanken an das Buch ließen ihn nicht los.» (G. B. Gruber).

«Man muß ihn bei der Arbeit gesehen haben. ... hunderte und aberhunderte von Auszügen und Notizen aus fremdem Schrifttum, ungezählte Aufzeichnungen über Beobachtungen an Sektionstisch und Mikroskop, dazu ganze Stöße von ihm selbst vollendet in Schwarz-Weiß oder in Buntönen wiedergegebenen Originalabbildungen füllen Schubladen und Kästen seiner Arbeitsstube.» (G. B. Gruber).

Dieser Mann wurde 1898 auf den Lehrstuhl für Pathologie nach Basel berufen. Er liebte die kunstsinnige, großzügige Stadt am Rhein. Er war ein humorvoller Lehrer, ein strenger, aber gerechter Prüfer und unter Fröhlichen gerne fröhlich, so daß die Studenten übermütig singen durften:

«Von des Kaufmanns Lexikon
weiß ich 1000 Seiten schon,
lieber Himmel hilf mir doch
durch die andern tausend noch,
aber hier auf Erden.»

Er war gastfreundlich, seine Gattin und seine Tochter unterstützten ihn hierin aufs beste. Die Basler Zeit muß für ihn eine glückliche Zeit gewesen sein. Andreas Werthemann sagt von ihm:

«Eduard Kaufmann, den Nachfolger von Moritz Roth, habe ich noch persönlich gekannt. Es würde mich nicht wundern, wenn er, wie so mancher von Basel Wegberufene, gesagt hätte: in Basel hätte er die schönste Zeit seines Lebens verbracht. Fast jedes Jahr ist er während seiner Ferien von Göttingen her in die Schweiz gekommen und hat seiner Arbeitsstätte an der Hebelstraße einen Besuch abgestattet, sich nach seinen Bekannten erkundigt und lebhaften Anteil an den Arbeiten der Jungen genommen.»

Roth und Reber hatten die Erhöhung des pathologischen Instituts um 1 Stockwerk und um einen Mansardenstock projektiert, ferner den Anbau eines fünffenstrigen, dreigeschossigen Flügels, ebenfalls mit Estrichbau, und am Ende dieses Flügels eine turmförmig übereinander geschachtelte Abwartswohnung. Die Kosten für Bau und Mobiliar betrugen Fr. 232 000.–. Wieder war die Freiwillige Akademische Gesellschaft bereit, einen großen Teil der Bausumme zu tragen. Der Anbau des Flügels griff tief in die Parzellen der Häglerschen Liegenschaft an der Hebelstraße 22 und der Peterschen Liegenschaft an der Hebelstrasse 20 ein. Es sollte auch ein direkter Zugang

von der Anstalt zur Hebelstraße mit dem Erweiterungsbau verbunden werden, wie es seinerzeit Wilhelm His empfohlen hatte. Dies schien den Anwohnern der Hebelstraße eine ungebührliche Zumutung zu sein. Der Besitzer der Liegenschaften Hebelstraße 19/21 beschwerte sich, daß der Ausgang ihm die Mieter seiner Wohnungen vertreiben werde, da das Publikum Leichenfuhrwerke scheue. Er befürchtete, die Mieter könnten ihm den Mietzins herunterdrücken. Eduard Kaufmann nahm Urlaub und begab sich auf eine Studienreise zu den pathologischen Instituten von Bern, Zürich, Lausanne, Genf, Strasbourg, Bonn und Lüttich. Die Erweiterungsbauten wurden 1898 in Angriff genommen und 1901 beendigt. Die Arbeit im Institut war nicht nur durch die Bauarbeiten erschwert, sondern es kamen noch zusätzliche Schwierigkeiten hinzu: Nicht nur der Leichenausgang an der Hebelstraße gab zu Klagen der Anwohner Anlaß. Am 9. Juli 1900 reichte der Besitzer des Hauses Hebelstraße 14 dem Polizei-Hauptmann Mangold eine Reklamation ein, in welcher er beanstandete:

> «Seit geraumer Zeit wird die Nachbarschaft der pathologischen Anstalt durch das Geheule und Gewinsel von etwa 6 Hunden, welche von dieser Anstalt für wissenschaftliche Zwecke gehalten werden, in höchstem Grade belästigt und nachts von diesen Tieren oft stundenlang im Schlaf gestört.»

Kaufmann sah sich dadurch gezwungen, von seinen vier Versuchshunden drei wegzugeben.

Auch die bakteriologischen Untersuchungen gaben noch während der Umbauzeit zusätzliche Probleme auf. In der Stadt Glasgow in Schottland herrschte eine Pestepidemie. Das Departement des Inneren der Schweizerischen Eidgenossenschaft ersuchte die pathologisch-anatomischen Anstalten der Schweizer Universitätsstädte, in Fällen von Pestverdacht die notwendigen bakteriologischen Untersuchungen durchzuführen. Zu diesem Zwecke schrieb es den Anstalten ein isolierbares Laboratorium und einen bakteriologischen Sachverständigen vor. Was das isolierbare Laboratorium anbetraf, konnte Basel dem Bundesbegehren wegen der im Tun befindlichen Um- und Neubauarbeiten der pathologischen Anstalt leider nicht entsprechen. Hinsichtlich des bakteriologischen Sachverständigen besaß keiner der bakteriologisch geschulten Ärzte Basels Erfahrung in der Untersuchung von Pest. Das Sanitätsdepartement von Basel bedauerte, daß es eine negative Auskunft an das Eidgenössische Departement des Innern geben mußte und betrachtete sie gewissermaßen als Armutszeugnis für Basel.

1901 war der Erweiterungsbau fertiggestellt. Auch die Sektionsräume waren erneuert, ihr Plafond gehoben, ihre Fenster verbreitert, so daß Luft und Licht gewonnen wurden. Nur – und dieses «nur» wird stets auftauchen,

wo die zur Verfügung stehenden Mittel beschränkt sind –, «nur der mit Rissen durchsetzte Asphaltboden (in den Sektionszimmern) entspricht nicht den bescheidensten Anforderungen an die gerade in diesen Räumen notwendige Reinlichkeit. ... Auch ist es als ein Fehler anzusehen, daß der alte Seilaufzug für Leichen nicht, wie der Unterzeichnete empfohlen hat, durch einen hydraulischen Aufzug ersetzt worden ist.»

Am 10. Oktober 1901 erlaubte sich Eduard Kaufmann «angesichts der Tatsache, daß das Pestlaboratorium nun doch innerhalb des pathologischen Institutes eingerichtet werden sollte, die ergebene Bitte ..., es möge die Anstellung eines zweiten Abwartes tunlichst beschleunigt werden». Am 28. Januar 1902 wiederholte Kaufmann mit beredten Worten seine Bitte an das Erziehungsdepartement:

> «Ihr mir zuteilgewordener Bescheid, daß die Regelung der Abwartsfrage erst bei Beratung des Universitätsgesetzes verhandelt werden möchte, kann mich leider nicht beruhigen»,

und führte aus: der zur Verfügung stehende Abwart sei vom Bürgerspital als Leichendiener angestellt. Nebenbei müsse er die Sammlung und die Reinigung des Institutes besorgen, die Vorlesungen vorbereiten, die Vorlesungspräparate herstellen, Chemikalien einkaufen, für die Bakteriologie im Schlachthof Blut holen, Nährböden herstellen, das Telefon hüten, heizen, Kränze, Totenhemden in Empfang nehmen, die Sektionsinstrumente schleifen, die Tierställe besorgen.

> «So ist es klar, daß bei der Unsumme von Arbeit, welche dieser mustergültige Mann auf sich nimmt, eine Mehrbelastung in irgend einem Sinne eine reine Grausamkeit sein würde. Ich kann auch nur constatieren, daß der Abwart Schmied seit den 3 Jahren, wo er mir unterstellt ist, sichtlich altert und unter der Bürde seiner vielseitigen Tätigkeit sich consumiert».

Es mußten viele Wünsche zurückgestellt werden: Mikroskope, Mikrotome, Photographie- und Projektionsapparate, für welche der Kredit längstens vorhanden war, konnten nicht angeschafft werden, da sie niemand aufstellen und pflegen konnte; Demonstrationskurse konnten nicht durchgeführt werden, weil niemand da war, der die Organe aufbewahrt, aufgestellt und wieder weggeräumt hätte. Als Forscher endlich hatten der Institutsleiter und sein Assistent überhaupt keine Hilfe in technischen Dingen.

Zwei Monate später wurde vom Regierungsrat ein zweiter Abwart bewilligt, und dieser mußte zuerst einmal unter Aufsicht des Assistenten fast sämtliche Sammlungspräparate neu einschließen, weil infolge minderwertigen Glasmaterials die meisten Gläser defekt und die Etiquetten verwischt waren.

Am 1. Oktober 1903 wurde August Schildknecht für das Amt des zweiten Abwarts und Institutsgehilfen gewählt. Er bezog die Abwartwoh-

nung. Zu ihr führte am Ende des Institutsgärtchens ein separater Eingang in die enge, einen Kreuzstock umfassende Behausung. Die Zimmer lagen übereinander, durch eine halsbrecherische Wendeltreppe miteinander verbunden. Im Keller besaß «die Wohnung» zwei Räume, im Parterre den Eingang, die Waschküche und das WC, im 1. Stock die Küche und ein Zimmer, im 2. Stock zwei Zimmer; der 3. Stock war vom Institut belegt, und im Dachstock befand sich eine Mansarde mit Kachelofen. Schildknecht sah sich gezwungen, selber in der Mansarde zu schlafen, getrennt von seiner Familie, damit wenigstens seine Kinder in der Nähe der Mutter bleiben konnten.

Kaufmann war ein entgegenkommender, gütiger Mensch. So ist es nicht verwunderlich, daß er sich selber dafür einsetzte, daß der Professor für Otologie, SIEBENMANN, in die an den Eingang zur Abwartswohnung stoßenden geräumigen Laboratorien im neu erbauten Flügel des pathologischen Institutes übersiedeln konnte. Siebenmann betrieb histologische Studien an knöchernen Gehörorganen und fand dafür weder im Spital noch in einer Universitätsanstalt bleibenden Arbeitsraum.

1903 wurde zwischen Erziehungsdepartement und Pflegeamt die 1865 abgeschlossene, 1875, 1881, 1887 und 1893 abgeänderte Übereinkunft betreffend Kliniken und pathologische Anstalt den neuesten Verhältnissen angepaßt. Art. 9 derselben verlangt:

> «Die auf dem Areal des Bürgerspitals errichtete pathologische Anstalt ist sowohl für Vornahme der Sektionen der Spitalleichen als für wissenschaftliche Untersuchungen und den Unterricht der pathologischen Anatomie bestimmt. Der Vorsteher hat die Sektionen vorzunehmen und ist darüber dem Pflegeamt einen Jahresbericht schuldig; für seine Arbeit und für die Ausführung von Protokollen mit einem Hilfsassistenten erhält er eine jährliche Entschädigung.»

Mit seinen ersten Assistenten, welche die amtlichen bakteriologischen Untersuchungen versahen, hatte Kaufmann wenig Glück. Der erste versuchte, sich eine vom Institutsvorsteher unabhängige Stellung innerhalb des Institutes zu schaffen. Der zweite verbreitete das Gerücht, Prof. Kaufmann – der einer Berufung nach Deutschland Folge leistete – bestehle die pathologisch-anatomische Sammlung.

In allen seinen Jahresberichten zählte Kaufmann mit Stolz die im Berichtsjahr verfaßten und veröffentlichten Arbeiten aus dem Institut auf.

Nach 9jähriger fruchtbarer Tätigkeit in Basel lockte ihn der Ruf von Göttingen 1907 in die Heimat zurück, wo er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1928 wirkte.

Kaufmann wirkte als «Mann des gewaltigen Wissens» und als «geschlossene Persönlichkeit mit einem weichen hilfsbereiten Herzen». Sein Werk, 9

Auflagen des Lehrbuches der speziellen Pathologie, wurde ein «leuchtendes Beispiel deutscher Gründlichkeit und deutschen Gelehrtenfleißes» genannt.

Er litt, ohne es zu wissen, schon Jahre vor seinem Tod an einer schweren Herzkrankheit. Nach seiner Emeritierung 1928 widmete er sich einer weiteren Neuauflage seines Buches. Im Oktober 1931 erkrankte er während eines Erholungsaufenthaltes in Locarno. In seinem Heim in Göttingen glitt er sanft in die Bewußtlosigkeit, aus der er am 15. Dezember 1931 nicht mehr erwachte.

Der Nachfolger von Eduard Kaufmann wurde Ernst Hedinger. Er war nach Ansicht der Behörden unter den zur Wahl stehenden Pathologen am ehesten geeignet, sich in die Verhältnisse Basels hineinzufinden. Die Basler Behörden zeichneten sich allerdings bei seiner Berufung durch besondere Zurückhaltung aus; sie überbanden ihm zwar die volle Verantwortung als Dozent für Pathologie und als Institutsleiter, aber sie ernannten ihn zunächst nur zum a. o. Professor, und erst nachdem seine Tätigkeit «die Hoffnungen in vollem Maße erfüllt hat» und er nicht nur fachliche Tüchtigkeit, sondern auch eine allgemeine Beliebtheit bei Dozenten, Ärzten und Studenten bewies, wurde er im Jahr darauf zum Ordinarius ernannt. Diese Vorsicht der Basler

> «empfand er als eine Zurücksetzung sowohl in persönlicher Beziehung als auch namentlich gegenüber seinem Lehrfach, die er, der gegen jede Unterschätzung seines Faches sehr empfindlich war, den Baslern nie verziehen hat.»

Ernst Hedinger wurde am 3. November 1873 in Bern als fünftes Kind von Martin Hedinger aus Wilchingen Kt. Schaffhausen geboren. 1893 begann er in Bern das Medizin-Studium, welches er in München und Berlin fortsetzte. In den Jahren 1899–1901 war er Assistent am Berner pathologischen Institut, an der Berner chirurgischen und dermatologischen Universitätsklinik (bei Kocher beziehungsweise Jadassohn). Während des Wintersemesters 1901/02 weilte er an der medizinischen Klinik in Königsberg (Preußen). Nach Bern zurückgekehrt, verbrachte er einige Zeit als Assistenzarzt am Kinderspital.

1903 schlug er als erster Assistent seines verehrten Lehrers Langhans endgültig die Laufbahn eines Pathologen ein. 1905 habilitierte er sich in Bern. Er fiel bald auf durch sein großes Wissen, aber auch durch seinen unbestechlichen Geist. Die Worte seiner Kollegen in den Nachrufen geben ein lebhaftes Bild von dem Pathologen, Lehrer und Menschen Hedinger.

So erzählt «R. St.»: «Ich erinnere mich an eine Sektion, die er im Jahre 1906 vor den Teilnehmern des klinisch-taktischen Kurses auszuführen hatte und bei der er selbst Prof. Kocher gegenüber seinen Standpunkt so sicher vertrat, daß Prof. Kocher ihm beistimmen mußte.»

Prof. Bleuler berichtet: «An einer Psychiatrieversammlung erzählte mir Prof. von Speyr in der Waldau begeistert, daß sie nun in bezug auf Sektionen und anatomische Untersuchungen ideale Verhältnisse geschaffen hätten, wie sie sich hätten nicht träumen lassen. Es komme einer von der Pathologie hinaus und mache die Sektionen und gebe ausgezeichnete Berichte über die Befunde ab. Er meinte, ich sollte sofort die gleiche Einrichtung nachmachen. Aber das konnte ich nicht, denn was den Kollegen so entzückte, das war eben nicht die Einrichtung, sondern die Leistung des Privatdozenten der Pathologie, Hedinger.»

Hedinger empfand Personal und Einrichtungen des Basler Instituts als ungenügend. Die Arbeit nahm stark zu, besonders «die histologischen Untersuchungen mit der wichtigen Aufgabe, zu entscheiden, ob die eingesandten Organteile krebsig verändert seien». Es war die Zeit, da Schreibmaschine und Stenotypie die Büros, auch die Universitätsinstitute, eroberten und wo die elektrischen Einrichtungen langsam Einzug hielten.

Einige Monate nach seinem Amtsantritt, am 12. Juni 1907, forderte Hedinger dringend die elektrische Installation der Aufzüge für Leichen und Zuleitung von elektrischem Strom für die Projektionslampen; und zwei Monate darauf (24.8.1907), «hat die Unzulänglichkeit des bestehenden (von Hand betriebenen) Aufzuges neuerdings beinahe wieder zu einer Katastrophe geführt», indem das Aufzugsseil gerissen ist und der Aufzug in die Tiefe stürzte. «Wir haben, berichtet er, um den Leichendienst keine Unterbrechung erleiden zu lassen, den Schaden provisorisch geflickt; aber der jetzige Zustand bedeutet eine beständige Gefahr für unseren Leichendiener». Der Zentralheizungsofen versagte im Winter 1907/08; eine Warmwasseranlage wäre angebracht. Der Mazerationsapparat befand sich in komplett veraltetem Zustand; es fehlte eine zweckmäßige Besichtigungshalle für die Angehörigen der Verstorbenen. Die Wünsche wurden schrittweise erfüllt. Die Bereitstellung der erforderlichen Mittel ging zum Teil auf Rechnung des Budgets «Kirchen- und Schulbauten, Unvorhergesehenes».

Im Jahre 1908 wurde die Frage erörtert, ob im pathologischen Institut für den Physikus Streckeisen ein gerichtlich-medizinisches Laboratorium eingerichtet werden könnte. Hedinger stimmte zu unter der Bedingung, daß dasselbe bei Raummangel oder bei Differenzen sofort dem Institut wieder freigegeben werde und ließ im 1. Stock zu diesem Zweck ein Zimmer vom großen Saal abtrennen.

In einer weiteren Eingabe heißt es:

«Im Sektionssaal macht sich in den Kursen außerordentlich unangenehm geltend, daß die Studenten nicht sitzen können. Ihre Stehplätze sind zudem so eingerichtet, daß eigentlich nur die Hälfte den Gang der Autopsie genü-

gend sieht ». Auch eine Ventilation im Sektionssaal und Leichenkeller waren dringend notwendig. Allein, das Erziehungsdepartement beschloß, Streichung des letzteren Antrages des Institutsleiters, um das Hochbaubudget nicht zu sehr zu belasten. Die pathologisch-anatomische Commission wehrte sich gegen diese Streichung:

> «Wenn die Bestuhlung, deren Änderung kaum mehr kann verschoben werden, im Budget aufrecht erhalten wird, so werden die Sitze bis nahe an die Decke des Saales geführt. Dort herrschen aber sommers und winters eine bedeutende Wärme und übler Geruch »,

so daß im Interesse der Gesundheit der Studenten auf der Forderung nach Ventilation beharrt werden müsse. Aus dem gleichen Grunde war es auch dringend geboten, daß die Gasbeleuchtung wegfiel und durch Elektrizität ersetzt wurde.

Die Installation einer Kühlanlage für die Leichenräume nahm einige Jahre in Anspruch und zog sich bis in die Kriegsjahre 1915–1916 hinein.

1920 machte Hedinger darauf aufmerksam, daß das Universitätsinstitut für Mikroskopie der Universität Jena in der Schweiz einen Ferienkurs für wissenschaftliche Mikroskopie abhalte, einen Kurs, der für diejenigen, welche gezwungen sind, mit optischen Instrumenten beruflich zu arbeiten, sehr wichtig sei. Hedinger wies den Vorsteher des Erziehungsdepartementes, Regierungsrat HAUSER, darauf hin, daß es interessant wäre, den ersten solchen Kurs in der Schweiz in Basel abzuhalten. Das pathologische Institut wäre dafür der geeignete Ort. «Es besteht nur eine Schwierigkeit, daß im oberen Stock in den Mikroskopierräumen das elektrische Licht noch nicht eingerichtet ist ».

Trotzdem Hedinger sich gegen viele Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten für die Verbesserung der Institutseinrichtungen durchzusetzen hatte, lehnte er 1908 eine Berufung an das Senckenbergische Institut in Frankfurt, 1913 diejenige nach Königsberg zugunsten von Basel ab.

> «Beide Berufungen lehnte er ab, vielleicht in der richtigen Erkenntnis, daß seine Art besser in schweizerische als in deutsche Verhältnisse passe.»

Seine Forderungen, die ihm den Entschluß in Basel zu bleiben, erleichtern sollten, muten uns Heutige rührend bescheiden an.

1908 stellte er das Begehren um Krediterhöhung für das Institut von Fr. 2500.– auf Fr. 3500.– und eine Besoldungserhöhung für sich von Fr. 4000.– auf Fr. 5000.– (Jahresgehalt.) Frankfurt hatte ihm eine solche von 8000 bis 10 000 Mark angeboten.

1913 stellte er zur Bedingung, daß ihm die Räume der otologischen Laboratorien im Pathologischen Institut überlassen würden, ebenso das vom Physikus Streckeisen im Institut eingenommene Zimmer, ferner, daß ein

Schreibfräulein (Fr. 1200.– Jahresbesoldung) angestellt werde, und daß die Assistentengehälter erhöht würden.

Die Ausquartierung der otologischen Laboratorien zog sich indessen noch bis 1923 hin. Da das Bürgerspital keinen Platz für die wissenschaftlichen Arbeiten ihres Otologen fand, schlug das Pflegeamt vor, es solle der Hauswart des pathologischen Institutes ausziehen und die otologischen Laboratorien seine Räume beziehen. Hedinger setzte sich diesem Ansinnen entgegen: dringende histologische und bakteriologische Untersuchungen liefen auch außer der Arbeitszeit ein; auch außer der offiziellen Dienstzeit müßten den Angehörigen die Toten ausgeliefert werden.

> «Es geht wohl nicht an, ein Institut mit großer Sammlung, mit einer Reihe stets brennender Lampen an Brutschränken und Mazerationsapparat des nachts vollkommen ohne Controlle zu lassen». Es würden «dadurch Verhältnisse geschaffen, wie sie sonst nirgends auf der Welt existieren».

In die Amtszeit von Hedinger fiel der Entscheid, daß die zahlreichen Spezialcommissionen: 1. Museumscommission, 2. anatomische Commission, 3. pathologisch-anatomische Commission, 4. Bernoullianum-Commission, 5. botanische Commission, 6. Commission für zoologische und mineralogische Anstalt durch eine einzige Commission ersetzt wurden. In diesem Zusammenhang beantragte das Pflegeamt des Bürgerspitals, daß das pathologische Institut als Universitätsinstitut vom Erziehungsdepartement übernommen werde und in Consequenz davon seine Angestellten Staatsangestellte seien. Das Pflegeamt begründete seinen Antrag unter anderem mit folgenden Argumenten:

> «Denn die Weiterbesorgung der Verstorbenen vom Moment ihres Wegbringens aus dem Spital ist eigentlich keine Spitalangelegenheit mehr; es hat für den Spital kein besonderes Interesse mehr, was mit den Verstorbenen geschieht. Die Sektion zur Feststellung der wirklichen Todesursache und ihrer Erscheinungen, die mikroskopische und bakteriologische Untersuchung bestimmter Teile einerseits ist doch wesentliche Sache der wissenschaftlichen Forschung und des Unterrichts; die Herrichtung und Weitergabe der Verstorbenen zur Bestattung andererseits ist eine Angelegenheit des Bestattungsamtes, beziehungsweise des Sanitätsdepartementes».

Ebenfalls in die Amtszeit von Hedinger fiel die Vereinbarung, daß das Sanitätsdepartement histologische Untersuchungen dem Institut bezahlt, wenn der Auftraggeber ein staatliches oder vom Staate subventioniertes Spital ist, sowie wenn die Untersuchungen für in Basel domizilierte Kassenpatienten erfolgt (Gebührenverordnung vom 2.8.1921).

1907 hatte Hedinger das Institut mit 3 Assistenten und 2 Abwarten übernommen. 1922 war das Institut mit 6 Assistenten, einer Sekretärin, einer Laborantin und mehreren Abwarten versehen. Nicht vergönnt war ihm aber ein Stab von wissenschaftlichen Mitarbeitern. Darum nahm er einen Ruf an das Pathologische Institut Zürich an. Der Anatom CORNING, der Chirurg HOTZ und der Mediziner STAEHELIN versuchten alles, um Hedinger in Basel zurückzuhalten. Hotz offerierte dem Regierungsrat sogar, wenn es gar nicht anders möglich wäre – im äußersten Notfall sozusagen – und es nur daran läge, daß Hedinger für sein Institut mehr Mittel zur Verfügung gestellt bekäme, würde er der Pathologie Fr. 3000.– vom Kredit der Chirurgischen Klinik abtreten,

> «weil die chirurgische Klinik auf die zahlreichen im pathologischen Institut ausgeführten Untersuchungen sehr angewiesen ist und das größte Interesse hat, daß diese für den Lebenden wichtigen Untersuchungen, Probeexcisionen etc., wie bisher aufs genaueste vorgenommen werden. Gewiss müßte ich dann Freibetten sparen, aber es wäre doch ein wesentliches Fundament unserer Therapie und unserer wissenschaftlichen Arbeiten sichergestellt».

Zwar äußerte Hedinger noch einige Wünsche:

1. Erhöhung des Institutskredites auf Fr. 8000.–
2. Ausgiebige Besoldung für einen Prosektor,
3. Ausbau der Sezierlokale.

Am 15. April 1922 jedoch gab er Regierungsrat Hauser bekannt:

> «... daß ich gesonnen bin, den Ruf nach Zürich auf nächsten Herbst anzunehmen. ... Wenn ich Basel verlasse, so ist es nur deswegen, weil ich hoffe, daß es bei der größeren Zahl von Studierenden in Zürich leichter sein wird, wissenschaftliche Mitarbeiter zu finden, als dies, namentlich in den letzten Jahren, hier der Fall war».

> «Zu seinem großen Schmerze war es ihm nicht vergönnt, zahlreiche Schüler in der pathologischen Anatomie bleiben und an selbständige Stellung vorrücken zu sehen. CHRISTOPH SOCIN, auf den er die größten Hoffnungen gesetzt hatte, ist kurze Zeit nach Beginn seiner Lehrtätigkeit als Ordinarius in Lausanne gestorben. Auch sonst sind zufälligerweise eine Reihe seiner früheren Schüler und Assistenten früh verstorben, und der Tod jedes einzelnen ging ihm sehr zu Herzen».

Nicht umsonst sagte Regierungsrat Hauser mit großem Bedauern:

> «Die Universität verliert in Herrn Prof. Hedinger einen ihrer besten und tüchtigsten Dozenten.»

Er wird von seinen Kollegen als überaus gewissenhafter und arbeitsamer Pathologe geschildert:

«Mit seinen Pflichten als Institutsdirektor nahm es Hedinger peinlich genau, mit größter Gewissenhaftigkeit kontrollierte er alle Diagnosen, und überall war er bestrebt, Verbesserungen im Betrieb und in den Einrichtungen der von ihm geleiteten Institute durchzuführen.»

«Ihm war es beständig vor Augen, daß nach dem Pathologen nur noch das Grab oder die Kremation folgen, und wenn dann noch Fragen auftauchen, seien sie wissenschaftlicher oder praktischer Bedeutung, so stünde man vor dem Nichts.»

«Als Pathologe hat Hedinger in Bern, Basel und Zürich eine überaus fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet. Sein Lieblingsgebiet war die spezielle pathologische Anatomie. ... Neue Beobachtungen am Mikroskop und am Seziertisch bildeten gewöhnlich den Ausgangspunkt seiner Arbeiten, sie lieferten ihm die Ideen und Fragestellungen, die er dann an einem größeren, sorgfältig gesammelten Material prüfte. ... Viele seiner Beobachtungen mündeten übrigens in der allgemeinen Pathologie aus und wurden für gewisse Gebiete derselben geradezu grundlegend. ... ein besonderes Interesse brachte er einem bis jetzt noch wenig beackerten Gebiet, nämlich der vergleichenden pathologischen Anatomie entgegen, wozu ihm die Tiersektionen, die er im zoologischen Garten in Basel ausführte, die erste Anregung boten.»

So folgte er 1914 auch gerne der Aufforderung des Sir Arnold Theiler nach Südafrika, um am tierärztlichen Forschungsinstitut in Pretoria die dort verbreitete Rinderkrankheit Lamziekte zu erforschen. Leider rief ihn der Ausbruch des Krieges in die Schweiz zurück, bevor ihm die Aufklärung über das Wesen dieser Krankheit vollständig gelungen war.

Als Mensch wird Ernst Hedinger als außergewöhnlich temperamentvoll geschildert:

«Überhaupt kannte seine Arbeitsfreudigkeit keine Grenzen. Je mehr Arbeit ihm zufloß, desto wohler schien er sich zu fühlen.»

Seine Energie schrak vor keinem Hindernis zurück. Seine Meinung verfocht er mit Nachdruck.

«Er scheute auch den Kampf nicht, namentlich dann, wenn er niedere Motive vermutete. Über jede Schlechtigkeit konnte er sich entrüsten. ... Menschen mit Hang zur Bequemlichkeit waren ihm von vornherein unsympathisch ... und seine Fröhlichkeit bei der Arbeit wirkte auch auf Mitarbeiter und Untergebene.»

Andreas Werthemann hat Hedinger als Lehrer kennengelernt:

«Von seinen Assistenten und Studenten verlangte er sehr viel, ebenso von sich selber. Der Ausspruch, der Tag habe 24 Stunden zum Arbeiten, ist typisch für ihn. Ich habe als Student einen großen Teil der Pathologie bei

ihm gelernt. Er war oft sehr sarkastisch und fragte jeden immer so lange, bis nichts mehr herauskam.»

Auch RUDOLF NISSEN erinnert sich an den Basler Pathologen Hedinger. Er traf ihn an der Tagung der Dtsch. Ges. f. Pathologie in Jena 1921. Die jungen deutschen Assistenzärzte spürten die Folgen der Inflation besonders schmerzlich, es reichte für sie beim Frühstück nur zu trockenem Brot.

«Als E. Hedinger, der Basler Pathologe, unseren kümmerlichen Frühstückstisch sah, rief er den Kellner heran: 'Bringen Sie jedem der Herren drei Eier, ich bezahle sie', waren seine Worte, deren Resonanz bis heute in meinem Herzen verblieben ist.»

Von seinem hohen Ernst gibt der Rektor der Zürcher Universität, Bleuler, an den Trauerfeiern für Ernst Hedinger mit beredten Worten Ausdruck, wenn er sagt:

«Und besonders bezeichnend ist es, wie sich Hedinger immer ganz von selbst auf den Standpunkt des zukünftigen Arztes stellte. Er konnte es als ein Unglück für den ungenügend vorbereiteten Kandidaten selbst ansehen, wenn dieser mit Hülfe des Zufalls durch das Examen schlüpfen würde; denn der Lehrer dachte sich nur einen gewissenhaften Menschen, der vor den großen Aufgaben der ärztlichen Praxis zu spät seine Minderwertigkeit erkennen und die bitterste Unzufriedenheit erfahren müßte: die mit sich selber.»

Hedinger erfüllte mit Liebe und Hingabe auch zahlreiche Ämter. Seit 1912 gehörte er dem Vorstand der schweizerischen Vereinigung für Krebsbekämpfung an, bis 1918 als deren Präsident. Er war Mitglied der Schweizerischen Kropfkommission. Auf seine Anregung hin entstand 1917 die medizinisch-biologische Sektion der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, deren Sekretär er bis 1½ Jahre vor seinem Tode war. Als Redaktor des «Correspondenzblatt für Schweizer Ärzte» trug er eine enorme Last; er baute diese angesehene Zeitschrift zur Schweizerischen medizinischen Wochenschrift aus.

1911 war er Dekan und 1917 Rektor in Basel. Er hielt die Rektoratsrede über Arteriosklerose.

Bei seinem Amtsantritt auf das größere Arbeitsfeld in Zürich war Hedinger voller Lust und Zuversicht, noch viel zu vollführen. Keine zwei Jahre ließ ihn, den Unermüdlichen, erst an der Schwelle zum 5. Dezennium Stehenden, das Geschick hier wirken. Unverhofft, unerbittlich griff der Tod zu. 14 Tage vor dem Weihnachtsfest, auf das er sich, der er ein liebevoller Gatte und Vater war, mit den Seinen freute, kam er von einer Prüfung fiebernd heim. Im Verlauf der Grippe entwickelte sich eine Venenentzündung, und am Heiligen Abend löschte eine Lungenembolie sein Leben jäh aus. Er hin-

terließ eine Frau, die ihm nicht nur Gattin, sondern auch Schülerin, Assistentin und Mitarbeiterin war, und drei unmündige Kinder.

Sein Sohn CHRISTOPH HEDINGER ist heute Professor für Pathologie und Ordinarius in Zürich.

Nach dem für Universität und Behörden gleicherweise schmerzlichen Verlust ihres Pathologen scheute die Nachfolgekommission keine Mühe, nur den Besten zu finden. Es standen denn auch nicht wenige namhafte Pathologen zur Diskussion. In Genf wirkte seit 17 Jahren eine anerkannte wissenschaftliche Persönlichkeit, von hohem Wahrheitssinn und Kunstwissen erfüllt, ein äußerst seriöser Forscher, MAX ASKANAZY (geboren 1865). Da er sich, ein Deutscher, in Genf etwas isoliert fühlte, würde er sicher gerne nach Basel ziehen. Es war Askanazy nicht vergönnt, in seiner Heimat eine ihm gebührende Stellung einzunehmen, weil er Jude war. Für Basel hatte er die bei 50 Jahren gezogene Altersgrenze überschritten. Andere, junge Pathologen wurden begutachtet. An erster Stelle wurde ROBERT RÖSSLE genannt.

Es kam nicht von ungefähr, daß Rößle sich für Basel interessierte, obwohl er in Jena ein sehr schönes Institut leitete und großes Ansehen genoß. Seine große Gewissenhaftigkeit und unerschrockene Wahrhaftigkeit hatten ihn, da er die Sektionen der in der Jenaer Frauenklinik unter nicht ganz einwandfreien Operationsbedingungen Verstorbenen durchführte, in Schwierigkeiten gebracht.

Um also einen hervorragenden Pathologen für Basel zu gewinnen, besuchte der Basler Chirurg Hotz die Vorlesungen und Institute einiger deutscher Pathologen. Am 26. Mai 1922 erstattet er dem Kuratelspräsidenten Dr. J. KARCHER Bericht:

> «Im Nachfolgenden beehre ich mich, Ihnen einen Bericht vorzulegen über meine Erfahrungen beim Besuch der Vorlesungen einiger deutscher Professoren, welche unter anderen für eine Berufung nach Basel in Frage kommen. ... Ich habe sämtliche Herren ohne vorherige Anmeldung bei ihrer Tagesarbeit beobachten können. ... In Jena traf ich den Ordinarius Herrn Prof. Rößle und hörte dessen Vorlesung über spezielle Pathologie.»

Eingeschrieben waren 220 Hörer, im Auditorium aber saßen gegen 400 Leute, dicht gedrängt in gespanntester Aufmerksamkeit. Die bedeutende Vorlesung in Jena wird von Rößle gehalten, berichtete Hotz der Kuratel.

> «... beobachtete ich auch, wie nach der Sektion die Leiche sehr sauber wieder hergerichtet wird... und zum Schluß überzeugt sich Rößle noch persönlich, daß die Leiche in sauberem Aspekt der Beerdigung übergeben werden kann. Das Protokoll wird ebenso sorgfältig diktiert wie in Basel.»

Und die Kuratel empfahl Rößle zur Wahl, «er ist unbestritten der Tüchtigste unter allen für die Basler Stelle erreichbaren Vertretern des Faches.»

Robert Rössle wurde am 19. August 1876 in Augsburg als Sohn einer Kaufmannsfamilie geboren. Er studierte in Kiel und München. Nach einer Weltreise mit einem Freunde arbeitete er wissenschaftlich beim berühmten Serologen Max Gruber (Serologie = Lehre von den immunologischen Eigenschaften in der Blutflüssigkeit). 1911 wurde er als Ordinarius für Pathologie nach Jena berufen, wo er ein neues Institut für pathologische Anatomie erbauen konnte.

Rößle tat gut daran, seine Forderungen bei der Berufung nach Basel hoch anzusetzen. Er mußte freilich noch genug Geduld üben, bis alle erfüllwaren. Einer seiner Hauptwünsche war die Bestellung eines ersten Assistenten, mit dem Titel Prosektor, ferner drang er auf den Umbau des Sektionssaales mit Erneuerung der Sektionstische und des Sektionsbetriebes, mit Anschaffung von besonderer Wäsche für den Sektionssaal, Einrichtung eines Aufbahrungsraumes und Installation eines Badezimmers, Garderobekästen für Assistenten, Laborantinnen und Sekretärinnen in den Gängen, damit Tageskleider nicht in den Laboratorien herumfahren, Garderobekästen im Sektionssaal unter dem Amphitheater, außerdem Erneuerung der Büroeinrichtungen, insbesondere Anschaffung einer guten Schreibmaschine und Erweiterung der Haustelephonanlage. Die Regierung kam seinen Wünschen nach:

> «Wir betonen ausdrücklich, daß die Behörden großes Gewicht darauf legen, eine Zusage von Ihnen zu erhalten.»

So kam es, daß Rößle seinen Assistenten, Werner Gerlach, als Prosektor nach Basel mitbringen konnte. Ins Institut trat zu dieser Zeit auch ein Basler Assistent ein, Dr. Andreas Werthemann, der sich dem Fache der Pathologie verschrieben hatte.

Schon 4 Jahre nach der Wahl Rößles nach Basel erfolgte ein Ruf nach Bonn; Rößle zog Basel vor; als Ziel schwebte ihm vor,

> «in Basel Professor der Pathologie zu sein, nachdem ich bisher mehr Prosektor verschiedener Basler Spitäler gewesen bin. ... Wenn ich das erreiche, und wenn es mir gelingt, eine Basler Schule mit schweizerischem und deutschem Nachwuchs zu gründen, so weiß ich, daß ich dies in erster Linie Ihrem Vertrauen verdanke...»

schreibt er an Regierungsrat Hauser, vor dem er als wahrem Förderer der Universität alle Hochachtung empfand.

1927 erfolgte der Ruf nach Heidelberg, 1929 derjenige nach Berlin auf den Lehrstuhl, der von Virchow begründet worden war. Diesen nahm Rößle an.

> «Ich brauche Ihnen kaum zu versichern, daß mich dies außerordentlich schmerzlich berührt, bin aber offen genug, Ihnen ebenso zu erklären, daß ich Ihr Weggehen durchaus verstehe und die Gründe dazu würdige. Ihre

Berufung nach Berlin ist ja auch eine Ehre für unsere Universität, und es ist das selbstverständliche Schicksal jeder kleinen Hochschule, daß sie damit rechnen muß, ihre Dozenten nach einigen Jahren zu verlieren.» (Regierungsrat Hauser an Rößle, 20.7.1929).

Nach zwei Seiten hin wird in der kurzen Basler Amtszeit von Rößle das Institut erweitert: Der Sektionstrakt umfaßte bisher zwei Räume mit drei Sektionstischen; die hygienischen Einrichtungen daselbst waren dürftig und nicht gefahrlos für das Personal. Die Vergrößerung der Sektionssäle konnte nur durch einen Vorbau in das Spitalareal hinaus geschehen. Das Pflegeamt erklärte sich bereit, den dazu notwendigen Boden zur Verfügung zu stellen. Von den an das Institut anstoßenden alten Ställen und Schopf des Bürgerspitals mußten etwa 10,5 m² abgebrochen werden, da der Seziersaal mit Seitenlicht versehen werden sollte und der nötige gesetzliche Abstand von 4 m bis an die neue Schopfmauer eingehalten werden mußte. Aus dem Untergeschoß des sogenannten Settelenschopfes mußte das Kohlenlager geräumt und aus dem Obergeschoß das vor kurzem eingerichtete Eisenwarenmagazin des Bürgerspitals weggeschafft werden.

Wer in Basel, besonders im St.-Johanns-Quartier aufgewachsen ist, kennt die Situation um das alte Spital herum noch gut. Er erinnert sich an die Davidsgasse, die zur Spitalgasse führte, und an die hintere Spitalstraße. Es tauchen Bilder in seinem Geiste auf vom Tierlaboratorium, von der Absonderungsbaracke, von der Armenherberge an der Schanzenstraße, von der Sennschen Bandfabrik. Die Davidsgasse und die hintere Spitalstraße waren zum Teil von ärztlichen und anderen Spitalangestellten bewohnt. Das Tierlaboratorium lag im Settelenhof. Dieser Hof bildete einen Verkehrsknotenpunkt. Er wurde von den Bewohnern der Davidsgasse und hinteren Spitalstraße überquert, er war der Zufahrtsplatz zur Absonderungsbaracke; Krankenwagen und Spitalautomobile waren dort stationiert. Im Mai bis Oktober wurden täglich die Spitalmatratzen auf dem Hofe geklopft. Südwärts, gegen die Hebelstraße, breiteten sich auf erhöhtem Plateau die idyllischen Gärten der Liegenschaften der Hebelstraße aus, der Garten des Holsteinerhofes, der Garten des Spitaldirektors. Gassen, Armenherberge, Bandfabrik, Settelenhof verschwanden, als im Jahre 1938 die erste Spitalbauetappe begann. Bis zum Beginn der dritten Bauetappe des Bürgerspitals haben wir auf diesem Areal den schönen Spitalgarten gekannt, der durch das Betten- und das Absonderungshaus begrenzt war, und auf dem höher gelegenen Plateau die Spitalgärtnerei, den Hinterhof der «alten Treu», den schattigen Garten des Holsteinerhofes.

Der geplante Anbau des Sektionsgebäudes sah nun seinen Ausgang und damit der Verladung der Särge, die Wegfahrt der Leichen zum Kannenfeld-

und Wolfsgottesacker gegen den Settelenhof und von da über die Davidsgasse zur Spitalstraße vor. Die Ausfahrt nach der Hebelstraße würde aufgehoben, so war geplant. Ein entsprechender Ratschlagsentwurf war bereits ausgearbeitet.

Das Pflegeamt erhob gegen diesen Plan lauten Einspruch. Es stellte «den zuständigen Behörden diejenigen Planänderungen anheim, die für einen ungehinderten Abtransport der Spitalleichen in der bisherigen Weise nach der Hebelstraße erforderlich ist.» Einer wäre glücklich gewesen, wenn das Ausgang für Leichenfuhren an der Hebelstraße kassiert worden wäre. Wieder meldete sich der Besitzer der Liegenschaft Hebelstraße 19/21 beim Erziehungsdepartement. Er war noch der einzig Übriggebliebene von denen, die 1898 Anstoss genommen hatten an der Ausfahrt direkt gegenüber ihren Liegenschaften. Alle anderen Besitzungen waren bereits vom Spital aufgekauft. Seine Befürchtungen hatten sich erfüllt: die Mietzinse wurden heruntergedrückt; er beschwörte das Departement, die gute Gelegenheit zu benützen, um dieser Unbill ein Ende zu machen. Er wurde enttäuscht. Herr LEISINGER vom Baudepartement fand mit dem Institutsvorsteher eine Lösung, um dem Pflegeamt entgegenzukommen. Die Lösung lag darin, daß aus dem Souterrain des Instituts ein Lift ins Freie gebaut wurde, mit welchem die Särge ohne nochmaliges Umladen direkt in den Hof gegen die Hebelstraße und von da auf die Leichenwagen gelangten.

Einem weiteren Einwand des Pflegeamtes mußte ebenfalls Rechnung getragen werden: Der Zugang vom unteren Spitalareal zu den Gärten an der Hebelstraße – es handelte sich etwa nicht nur um den Garten des Direktors, betonte das Pflegeamt – mußte so angelegt sein, daß ein Treppauf und Treppab vermieden wurde; das Pflegeamt wünschte einen à-niveau-Weg.

Das zweite Bauereignis während der Amtszeit von Rößle war die neue Abwartswohnung:

> «Wer je Gelegenheit hatte, die hiesige pathologische Anstalt der Universität zu besichtigen, dem wird vor allem auch die außerordentlich ungünstige, wichtigen sanitären Anforderungen widersprechende Anlage der Wohnung des Abwarts und 1. Gehilfen aufgefallen sein. ... Die Verhältnisse sind so, daß tatsächlich der jetzigen Abwartsfamilie nicht mehr zugemutet werden darf, auf die Dauer in dieser Wohnung zu verbleiben,»

schrieb der damalige Regierungsratspräsident MIESCHER, und es wurden Pläne für eine neue Abwartswohnung entworfen. Rößle, dem sie vorgelegt wurden, gab sich damit nicht zufrieden; er fand sie zu sparsam projektiert und verglich sie mit den Abwartswohnungen anderer Institute von Basel. Er gab zu bedenken, daß Schildknecht in seiner langen Dienstzeit für den Staat mehr zusammengespart habe, als der Bau eines anständigen Abwartshäus-

chens kostete. Der Bau der Abwartswohnung wurde auch im Großen Rat diskutiert; ein Rückweisungsantrag verlangte eine noch billigere Lösung. Der Nachbar hatte noch einmal Gelegenheit, seinem Unmut über die Leichenfuhren durch die Hebelstraße Luft zu machen: «nur der hypergeniale Leichenaufzug verhindert eine Abwartswohnung» wetterte er. Endlich lag ein Projekt für ein Einfamilienhaus vor, das im Spätherbst 1925 vom Abwart Schildknecht und seiner Familie bezogen werden konnte. Die freigewordene Wohnung auf fünf Stockwerken, sowie die im Erdgeschoß 1923 freigewordenen Räume der ehemaligen otologischen Laboratorien wurden in die Räume des Instituts einbezogen, der Eingang zur ehemaligen Abwartswohnung verschlossen, die Tafel «Laboratorium der Ohrenklinik» mit dem hinweisenden Zeigefinger entfernt.

Rößle war ein gewaltiger Schaffer. Die medizinische Wissenschaft verdankt ihm wichtige Beiträge. Es ist mir als Laien nicht möglich, die Bedeutung seines wissenschaftlichen Wirkens darzustellen. Ich kann nur einige Gebiete seines Schaffens aufzählen und sie sehr vereinfacht wiedergeben. Er hat dazu beigetragen, die Vorgänge bei der Entzündung, die bis dahin der Ärztewelt keineswegs klar waren, die Vorgänge bei der Allergie und beim Rheumatismus zu verstehen. In seiner «Pathologie der Familie» hat er die Befunde von den Autopsien ungezählter Verwandter, Eltern, Kinder, Geschwister, Zwillinge, Drillinge, ja sogar der Ehegatten dargestellt. Und hierzu schrieb er 1940 (in Deutschland!): «Die sozial bedingten Krankheiten, die Seuchen und die Selbstzerstörung des Menschen durch Genuß und instinktlose Lebensweise sind als volksfressende Dämonen stärker als die Dämonen der 'Erbkrankheiten'.» Die Alterskrankheiten interessierten ihn lange bevor man an die Probleme der Überalterung dachte; er studierte sie systematisch.

Sein Nachfolger im Basler Amt, Andreas Werthemann, schildert ihn als einen Pathologen von ausgesprochen hohem Berufsethos:

> «Die hohe Auffassung vom Beruf des pathologischen Anatomen, die er an vielen Stellen seiner Publikationen immer wieder aufzeigt, hat er selbst vorgelebt. Gewissenhaftigkeit, Zielstrebigkeit, Konsequenz, Ausdauer, sind die Eigenschaften, die ihn befähigten, seine Arbeit zu erfüllen. ... Ganz besonderen Wert legte er darauf, daß ehrlich und sauber gearbeitet wurde, daß begangene Fehler nicht vertuscht oder unter den Tisch gewischt wurden, sondern daß man sich offen zu diesen bekannte. Er prägte einmal den lapidaren Satz 'Der Pathologe muß saubere Füße haben'.»
>
> «Immer wieder zeigte er, und er hat dies seinen Schülern mitgegeben, daß Studenten und Assistenten im Sektionssaal eine Funktion ausüben, welche

von ihnen ein Arzt-Sein verlangt, das auf naturwissenschaftlichem und medizinischem Können, aber auch auf echter Humanität gegründet sein muß.»

Nicht nur die Pathologen schätzten ihn überaus, sondern auch die Ärzte der Kliniken. Rudolf Nissen hat ihn kennengelernt, als er selber Oberarzt bei Sauerbruch an der Charité war und Rößle auf dem berühmten Virchowschen Lehrstuhl wirkte. Er sagt von ihm:

«Robert Rößle wurde 1929 zum Nachfolger von LUBARSCH berufen. Er verstand es, Mißverständnisse mit anderen Instituten, die sich während der Amtszeit seines Vorgängers eingeschlichen hatten, fast von einem Tage zum anderen wegzuräumen – nicht zuletzt durch seine humorvolle Art, seine Freundlichkeit und sein Entgegenkommen, Eigenschaften, die sich jedem, auch nur zufälligen Besucher sofort offenbarten. Dabei war er alles andere als nachsichtig, wenn Forderungen der Pflicht zur Diskussion standen. Die Zusammenarbeit mit ihm war ein Vergnügen – eine Tatsache, die er für seine eigene Arbeit mit dem Spruch gekennzeichnet hat: 'Wir haben den schönsten Beruf, denn wir können immer das tun, was uns Freude macht'... Für einen Kliniker kann ich mir keinen idealeren Pathologen vorstellen als es Rößle war. Er hat nie gezögert, Fehldiagnosen und operative Irrtümer beim Namen zu nennen, aber immer frei von rekriminierenden Bemerkungen.... Wenn ich ihn in einem Kapitel nenne, das meinem Lehrer (gemeint ist Sauerbruch, die Verfasserin) gewidmet ist, dann entspricht es ganz den Tatsachen: Rößles Weisheit, sein Pflichtbewußtsein und seine Aufmerksamkeit waren beispielhaft. Welch ein vollkommener Mann.»

Rößle ist in die Annalen der Geschichte des Basler Pathologischen Instituts als ein strenger Chef eingegangen, der strikte auf Sauberkeit und Exaktheit bedacht war. Das zeigten schon einige seiner Wünsche bei der Berufung: besondere Wäsche für den Sektionssaal, Badezimmer und Garderoben für die Angestellten. Andreas Werthemann hat ihn selber als Chef und als Freund schätzen lernen dürfen und von ihm treffende Schilderungen gegeben:

«Nicht selten hat er Sektionsprotokolle bis auf den letzten Kommafehler korrigiert, dem Prosektor zu Handen des ungenauen Assistenten mit dem entsprechenden Tadel zur Abschrift zurückgegeben. Er konnte sich ärgern und die letzten Konsequenzen ziehen, wenn er merkte, daß Nachlässigkeit oder böser Wille die Durchführung seiner klaren und bewußten Anordnungen verhinderten.»

Noch viele Jahre nach ihm kennt man im Institut seine Ansicht über die, welche um 12 Uhr die Arbeit fallen lassen so wie der Maurer seine Kelle fallen läßt, um zur Suppe zu eilen. Ein sprechendes Beispiel der konsequenten Haltung beim Nichtbefolgen seiner Anordnungen war die Entlassung eines

Sektionsgehilfen. Dieser verwendete, wie er es beim Vorgänger Hedinger gelernt hatte, für die Reinigung im Sektionssaal hartnäckig Putzschwämme, was dem auf größte Hygiene bedachten Rößle ein Dorn im Auge sein mußte und schließlich zur Entlassung des Mannes führte. Da es sich bei diesem jedoch im übrigen um einen fähigen Gehilfen handelte, der Freude an seiner Arbeit hatte, wurde er von Hedinger ans Zürcher Pathologische Institut übernommen, wo er bis zu seinem Ende als erfahrener Präparator geschätzt wurde.

Schon sehr modern waren die Demonstrationen, welche Rößle für die Klinik- und Stadtärzte jede Woche abhielt, und die baslerisch kurz und bündig die «Rössli-Spiele» genannt wurden.

Nachdem er 1929 Basel mit dem ehrenvollen Platz an der Charité in Berlin vertauscht hatte, behielt er den berühmten Lehrstuhl Virchows bis zu seiner im Jahr 1948 erfolgten Emeritierung bei. Der Zweite Weltkrieg hat ihn um Hab und Gut gebracht. Am schmerzlichsten empfand er den Verlust seiner mit großer Liebe und Sorgfalt gesammelten Präparate, Skizzen und Literatur. Er ist im Jahr 1956 mit 81 Jahren in geistiger Frische in Berlin gestorben.

Der mit Rößle 1922 nach Basel gezogene Prosektor Werner Gerlach habilitierte sich 1923 in Basel, verließ aber 1924 Basel wieder, um als Nachfolger von Fahr die Prosektur des allgemeinen Krankenhauses Barmbeck in Hamburg zu übernehmen und erhielt 1928 den Lehrstuhl für Pathologie der Universität Halle.

Als 1929 der Basler Lehrstuhl zu besetzen war, standen wieder über ein Dutzend junge und jüngste Pathologen zur Diskussion. Keiner der Vorgeschlagenen sollte älter als 50 sein; auch sollte keine Nennung bloß ehrenhalber erfolgen. Das Basler Institut dürfte sich sehen lassen, und es könnten wohl auch Ordinarii wie Wegelin, Leupold, Gerlach Lust auf Basel bekommen. Letzterer, darüber war man sich im klaren, würde eine Berufung nach Basel mit 99% Sicherheit annehmen. Er war den hiesigen Behörden als beliebter, organisatorisch geschickter, anregender, etwas forscher Deutscher noch gut bekannt. Er hatte schon vor seiner Übersiedlung nach Basel im Jahr 1922 ein ziemlich bewegtes Leben hinter sich: Am 4. September 1891 als Sohn eines Chemikers in Halle geboren, verbrachte er seine Semesterferien 1912 und 1913 beim Pathologen Herxheimer, 1914 am Berner Pathologischen Institut bei Wegelin, wo er den zweiten Assistenten vertrat, jedoch nach kurzer Zeit wegen der Mobilmachung wieder abreisen mußte. 1914 ging er ins Feld und stand bis zur Rückkehr aus dem Internierungslager 1919 im Kriegsdienst. Davon verbrachte er 1½ Jahre, Herbst 1917 bis März 1919, in der Türkei und war zur Geländesanierung, Fleckfieber- und Mala-

riabekämpfung, sowie zur Brunnensanierung eingesetzt, zuletzt vom Chefarzt HAIDAR PASCHAH mit der Einrichtung einer pathologischen Abteilung beauftragt. 1919 aus dem Krieg zurückgekehrt, arbeitete er als externer Hilfsarzt beim Pathologen SCHMORL in Dresden, anschließend bei Herxheimer, schließlich als zweiter und 1921 als erster Assistent bei Rößle in Jena. Seine öffentliche Antrittsvorlesung zu seiner Habilitation in Basel 1923 trug den Titel: «Der heutige Stand der Krebsfrage».

Als einziger hegte der Vorsteher des Erziehungsdepartements, Regierungsrat Hauser, Bedenken gegen eine Berufung von Gerlach, da dieser, wie bekannt war, dem rechten Flügel der deutschnationalen Partei angehöre und politisch sehr aktiv sei. Eine so ausgesprochen extreme Richtung sei indessen, sobald sie aktiv in die Öffentlichkeit trete, bei uns nicht gerade erwünscht. Die Bedenken des Basler Magistraten konnten jedoch zerstreut werden. Gerlach war allen Mitgliedern der Berufungskommission, ja fast der ganzen medizinischen Fakultät, als so taktvoller, wohlerzogener und feingebildeter Mann bekannt, daß er, selbst wenn er sich zu dieser politischen Richtung bekenne, dies im Ausland nie hervorkehren würde.

So wurde Gerlach als Nachfolger von Robert Rößle nach Basel berufen. Seine Berufungswünsche waren bescheiden, eine Mazerationsanlage, eine Drehbank, Literatur, 10 Kursmikroskope. Außerdem ersuchte er die Behörden, die Zollspesen für sein Automobil zur Hälfte zu übernehmen. Das Automobil, so sagte er

> «ist für mich von jeher in der Hauptsache Gebrauchswagen gewesen; sowohl in Hamburg als in Halle hatte ich außer in meinem Institut ganz gleich wie in Basel noch die Prosekturen anderer Krankenhäuser zu versehen.» ... Der Wagen gestatte, daß «ich selbst als auch der mitgenommene Diener des Instituts einen viel geringeren Zeitverlust hatten als bei anderen Beförderungsmitteln.»

EDGAR BONJOUR fasst in seiner Geschichte der Universität Basel die Berufung und den Abgang von Gerlach in den kurzen Sätzen zusammen:

> «Nun wählten die Behörden seinen Schüler Werner Gerlach zum gesetzlichen Professor; er hatte sich 1923 in Basel habilitiert und war inzwischen in den ordentlichen Lehrstuhl von Halle aufgerückt. Die Mehrzahl der Fakultätsmitglieder kannte ihn noch von seiner Basler Zeit her. In den 1930er Jahren nahm Gerlach aktiv an der Bewegung der nationalsozialistischen Partei teil, obgleich er dem Vorsteher des Erziehungsdepartements das Versprechen abgegeben hatte, sich jeder politischen Tätigkeit in der Schweiz zu enthalten, was alles in der baslerischen und schweizerischen Öffentlichkeit der Zwischenkriegszeit hohe Wellen warf. Nach einem gegen ihn eingeleiteten Disziplinarverfahren wurde er 1936 entlas-

sen. Hiergegen reichte Gerlach Rekurs ein, den das Appellationsgericht guthieß, worauf Gerlach wieder in alle Rechte und Pflichten als Dozent und Anstaltsvorsteher eintrat. Der unerquicklichen Situation machte das deutsche Reichsministerium ein Ende, indem es Gerlach auf eine planmäßige Professur zurückrief.»

Gerlach hat im pathologischen Institut Basel eine große wissenschaftliche Tätigkeit aufgezogen. Als lernbegieriger und interessierter Schüler Rößles, behandelte er zahlreiche Fragen der Pathologie und wertete die tägliche Arbeit am Sektionstisch wissenschaftlich aus. Durch den günstigen Umstand, daß sein Bruder Physiker war, konnte er die Emmissionsspektralanalyse als Untersuchungsmethode in der Pathologie einführen. Diese bis dahin noch ungewohnte Arbeitsweise gestattete es, Gewebereaktionen, die auf Einwirkung von Metallen beruhen, zu erfassen. So konnte der Einfluß des Materials von Zahnplomben, von Geschossen und von Metall enthaltenden Medikamenten auf den Körper abgeklärt werden. Die Institutsräume waren zur Zeit Gerlachs mit physikalischen Instrumenten und Experimentierapparaten vollgestopft. Auch Frau Professor Gerlach arbeitete im Institut; schon mußten im Gang des Parterre Laboratorien improvisiert werden, um der beginnenden Raumnot zu begegnen.

«1932 wurde das chemische Laboratorium in ein physikalisch-chemisches Laboratorium erweitert. Das Erziehungsdepartement und die freiwillige akademische Gesellschaft stellten dafür namhafte Beträge zur Verfügung (Fr. 7000.–), und die Rockefeller Foundation spendete speziell zur Anschaffung von spektrographischen Apparaten Fr. 2500.–. Im folgenden Jahr konnte speziell die quantitative Spektralanalyse durch eine weitere Zuwendung des Erziehungsdepartementes und der Rockefeller Foundation (zusammen Fr. 7500.–) ausgebaut werden. In diesen beiden Jahren zeigte sich auch eine starke Zunahme der Hörer in allen Vorlesungen und Kursen, die auf der Zuwanderung zahlreicher Ausländer, besonders auch jüdischer Emigranten beruhte.» ... (A. Werthemann: Die pathologisch-anatomische Anstalt in: «Die Universität Basel in den Jahren 1914–1939»).

Der nahezu 2 Meter lange Werner Gerlach wurde als beliebter, anregender, splendider Chef und temperamentvoller Lehrer geschildert. Mit Nachdruck bewies er dem Sanitätsdepartement, welches die Bezahlung der histologischen Untersuchungen von Hautwarzen verweigerte, weil es sich hierbei höchstens um ein wissenschaftliches Interesse, keinesfalls um Erfassung von Tumoren handle, die Wichtigkeit gerade solcher Untersuchungen. Auch von der großen Bedeutung der Sektionen war Gerlach überzeugt:

«Im selben Jahr (1931 die Verfasserin) konnte erreicht werden, daß in der kantonalen Krankenanstalt Liestal sämtliche Obduktionen durch das

Basler Institut durchgeführt werden. Diese beträchtliche Mehrarbeit wurde bei weitem wettgemacht durch die große Bereicherung, welche dadurch sowohl der Lehrbetrieb als auch die wissenschaftliche Tätigkeit erfahren hat.» (A. Werthemann ibid.).

In den Jahren 1935 bis 1937 stand der Vorsteher des Pathologischen Instituts, Werner Gerlach, im Rampenlicht des öffentlichen Interesses. Zahlreiche Artikel in der linksgerichteten Presse legten den Finger auf den braunen Flecken im Lehrkörper der Basler Universität und forderten ungestüm die Absetzung von Gerlach: «Fort mit dem Nazi-Professor!», «Bleibt die Universität faschistisches Asyl?». Aber die Behörden waren bereits durch andere, der Presse noch unbekannte Vorgänge um Gerlach aufmerksam geworden und zum Handeln bereit.

Es interessiert uns nun doch zu erfahren:

1. wer war Gerlach wirklich und wen vertrat er?
2. wie benahm er sich bei uns?
3. was wurde gegen ihn unternommen?

1. Wer war Gerlach und wen vertrat er? Gerlach? Ein angenehmer, wirklich guter Chef, der in keiner Weise politische Propaganda im Institut treibt – sagten die Angestellten; ein idealer Lehrer, der zu den Studenten, zu allen, auch den schweizerischen und jüdischen, in bestem Einvernehmen steht – sagten die Studenten; ein aufrichtiger, von seiner Aufgabe als Pathologe durchdrungener Mann, der kein Hehl aus seiner nationalsozialistischen Weltanschauung macht – sagten die Kollegen.

Seine Zeugen deuteten aber doch leise an, daß ein Basler Professor nicht gerade Mitglied der NSDAP sein müsse, dies könnte zu Gewissenskonflikten führen. Vielleicht war die Bedrohung gerade der Schweizer Studenten durch die Nationalsozialisten doch größer als man vermutete. Besonders bedenklich stimmte doch, daß man nicht wußte, wozu die Partei ihre Mitglieder verpflichtete.

Es mußte für die meisten damals inmitten von harter Arbeit und angeregter wissenschaftlicher Betätigung Stehenden schwer gewesen sein, das feine Gespinst zu erkennen, das von Deutschland her langsam über die Schweiz ausgebreitet werden sollte. Je geschliffener die Umgangsformen und je geachteter und aufrichtiger die Person des Trägers nationalsozialistischen Gedankengutes und Auftrages war, desto weniger schien er eine Gefahr zu bedeuten. Es gibt aber auch das Zeugnis bedeutender Männer dafür, daß Menschen von höchstem intellektuellem und humanistischem Stande in Österreich und Deutschland die blutrünstige Brutalität als anbrechende Staatsmacht und die ihr folgende grauenhafte Katastrophe nicht zu erkennen und abzusehen vermochten:

«Es bleibt ein unumstößliches Gesetz der Geschichte, daß sie gerade den Zeitgenossen versagt, die großen Bewegungen, die ihre Zeit bestimmen, schon in ihren ersten Anfängen zu erkennen. So vermag ich mich nicht zu erinnern, wann ich zum erstenmal den Namen Adolf Hitler gehört. ... Der Name fiel leer und gewichtlos in mich hinein. Er beschäftigte mich nicht weiter. Denn wie viele heute längst verschollene Namen von Agitatoren und Putschisten tauchten damals im zerrütteten Deutschland auf, um ebenso bald wieder zu verschwinden. ... Dann aber tauchten mit einemal ... kleinere und immer größere Trupps junger Burschen in Stulpenstiefeln und braunen Hemden auf, jeder eine grellfarbige Hakenkreuzbinde am Arm. ... Es mußten stärkere Hände sein, welche diese neue «Bewegung» vorschoben. Denn die Uniformen waren blitzblank, die «Sturmtrupps», die von Stadt zu Stadt geschickt wurden, verfügten inmitten einer Armutszeit, da die wirklichen Veteranen der Armee noch in zerfetzten Uniformen herumgingen, über einen erstaunlichen Park von tadellos neuen Automobilen, Motorrädern und Lastwagen. Außerdem war es offenkundig, daß militärische Führung diese jungen Leute taktisch trainierte. ... Man kann dreißig oder vierzig Jahre inneren Weltglaubens schwer abtun in einigen wenigen Wochen. Verankert in unseren Anschauungen des Rechts, glaubten wir an die Existenz eines deutschen, eines europäischen, eines Weltgewissens und waren überzeugt, es gebe ein Maß von Unmenschlichkeit, das sich selbst ein für allemal vor der Menschheit erledige. Da ich versuche, hier so ehrlich als möglich zu bleiben, muß ich bekennen, daß wir alle 1933 und noch 1934 in Deutschland und Österreich jedesmal nicht ein Hundertstel, nicht ein Tausendstel dessen für möglich gehalten haben, was dann immer wenige Wochen später hereinbrechen sollte.» (Stefan Zweig: «Die Welt von Gestern»).

Und Carl Zuckmayer sagt in seiner großen Erzählung über ewiges Recht und ewige Freundschaft «Als wär's ein Stück von mir»:

«Viel zu lange hatten wir uns damit begnügt, über den OSAF (=Abkürzung für «Oberster Sturm-Abteilungs-Führer») den «Anstreicher» Hitler zu lachen und zu witzeln. ... Wir verlachten sein schlechtes Deutsch, machten uns über seine geschwollenen Phrasen lustig und waren überzeugt, daß ein solches Unmaß an Halbbildung in Deutschland, im Volk der Doktoren, Professoren, Gelehrten niemals ernst genommen würde oder eine Führungschance hätte. Millionen führungsloser Deutscher nahmen ihn ernst, sie hörten von ihm die Sprache, die sie verstanden, und die Doktoren, Professoren, Gelehrten waren – mit rühmlichen, aber nicht zahlreichen Ausnahmen – bereit, als er zur Macht aufstieg, sich ihm anzupassen und sein vulgäres Rotwelsch in das ihre, das akademisch-

verbrämte, hochtrabende, mystagogische zu übersetzen und umzudeuten.»...

«War auch die Nazibewegung in ihren Anfängen von üblen, rachsüchtigen, nichts als machtlüsternen Elementen getragen, so wäre es völlig falsch, ungerecht, abwegig, die große Menge von Deutschen, die Anfang der dreißiger Jahre dem Nationalsozialismus zuströmten, in Bausch und Bogen zu verdammen. Denn jetzt kamen zu den Hoffnungslosen die Hoffnungsvollen, die «Idealisten», die Gläubigen, die sich wunschhaft unter dieser angeblich elementaren «Volksbewegung» (in Wahrheit war sie raffiniert aufgezogen) etwas Anständiges, Ethisch-Hochwertiges, Positives vorstellten, und deren wesentlicher Fehler war, daß sie unpolitisch waren. ... Wir, die wir berufen gewesen wären, dem rechtzeitig entgegenzuwirken, haben zu lange gezögert, uns mit dem profanen Odium der Tagespolitik zu belasten, wir lebten zu sehr in der «splendid isolation» des Geistes und der Künste. ...»

1935 war die Lage im Dritten Reich den meisten aufmerksamen Deutschen offenkundig. Auch in der Schweiz sahen einige politisch geschulte Männer mit gesundem Wehrwillen die drohenden Gefahren für uns und für einen ganzen Weltbrand. Auch hinter einer quasi untadeligen Persönlichkeit konnten sie nicht nur das willige, sondern das geschickte Werkzeug der fremden Macht, die es auch auf die Schweiz abgesehen hatte, erfassen. Die Gefahr, die uns drohte, war, daß die Schweiz, besonders ihre deutschsprachigen Universitäten, früher oder später in den völkisch großdeutschen Staat eingegliedert werden sollten.

«Über die politischen Absichten Deutschlands auf die Schweiz darf sich niemand Illusionen hingeben. Die deutsche Propaganda spricht zwar offiziell nur von rassischen und kulturellen Verwandtschaften und Verbindungen und versichert, daß ein Antasten der politischen Selbständigkeit der Schweiz nicht in Frage kommt. Diesen Versicherungen ist wenig Glauben beizumessen.»

Das sind die Worte, die der Kuratelspräsident von Basel im Zusammenhang mit Gerlachs politischer Haltung beschwörend an die Regierung richtete. Die deutsche Propaganda bespitzelte zunächst einmal die Deutschen in der Schweiz; sie mußten in der Schweiz nationalsozialistischen Organisationen beitreten. So waren besonders auch die deutschen Studenten organisiert, und ihre Organisation war wiederum im Deutschen Nachrichtendienst verankert, das heißt, Ungünstiges über Deutsche im Ausland, besonders ihre ablehnende Haltung zum Dritten Reich, mußte nach Hause gemeldet werden. Die Studenten waren ihrerseits durch zuverlässige Professoren betreut; Aufgabe dieser Betreuer und Organisierten war es sodann, im «Ausland auf-

klärend über die deutschen Verhältnisse zu wirken». Die Zeitschrift «Der deutsche Student im Ausland» schrieb im März 1935:

«Der reichsdeutsche Student muß in seinem Gastland, besonders in der Schweiz mehr denn je eine intellektuelle Propaganda im Sinne des Nationalsozialismus betreiben» (zit. in ALICE MEYER: «Anpassung oder Widerstand»).

In diesem Zusammenhang stand die Affäre des Pathologen Werner Gerlach in Basel in den Jahren 1935/36.

«Der Fall Gerlach ist eine Episode innerhalb der deutschen, insbesondere nationalsozialistischen Propaganda in der Schweiz. Nur in diesem Zusammenhang kann er verstanden und gewürdigt werden. Die Ziele und Methoden dieser Propaganda sind bekannt. Das Ziel der Propaganda ist die Eingliederung der Schweiz in ein großes mitteleuropäisches deutsches Reich. ...»

2. Wie hat sich Gerlach bei uns benommen? Wir haben gesehen, daß er als ein absolut zuverlässiger, gelehrter, glaubwürdiger, zwar nationalsozialistischer, Ehrenmann in Erscheinung trat, daß er seiner täglichen Umgebung keinerlei Anlaß bot, an seinen lauteren Absichten als Gast unseres Landes zu zweifeln. Und doch kamen unversehens mehrere Fakten zusammen, die Schatten warfen auf die Lauterkeit und Glaubwürdigkeit dieses Mannes.

Die Fakten waren:

- 1. Der Institutsvorsteher Werner Gerlach bezog sich im Juli 1933 bei Erziehungsdepartement und Kuratel darauf, daß er sich bei seiner Berufung ausdrücklich habe zusichern lassen, er dürfe seine deutsche Schule weiterführen, weshalb er einen deutschen ersten Assistenten mitgenommen habe.
- 2. Im Februar 1935 schrieb Prof. Werner Gerlach an den Rektor des Mädchengymnasiums in Basel folgenden Brief:

  «Sehr geehrter Herr Rektor,

  Meine Tochter Ingeborg Gerlach, Schülerin des Mädchengymnasiums, brachte heute aus der Schule einen gedruckten Zettel mit, auf welchem zu Gunsten von Emigrantenkindern gesammelt wird. Ich habe meine Tochter angewiesen, sich an dieser Sammlung nicht zu beteiligen, darüber hinaus aber möchte ich den entschiedensten Protest dagegen einlegen, daß die Schule für derartige politische Sammlungen mißbraucht wird. Es kann darüber, daß es sich bei dieser Sammlung um eine politische Angelegenheit handelt, gar nicht diskutiert werden. Das Verderbliche sehe ich darin, daß Kinder in Ruf kommen, nicht mildtätig zu sein, die sich bewußt einer solchen Sammlung fernhalten, oder daß sie ohne Wissen der Eltern sich beteiligen, um nicht wegen ihrer

Haltung angefeindet zu werden. Das tatsächlich Unmoralische dieser Sammlung sehe ich aber darin, daß die Emigrantenclique, für die hier gesammelt werden soll, täglich Tausende für eine ekelhafte und verlogene Hetze gegen Deutschland ausgibt. Ich hielte es für richtiger, das in die Hetzpresse fließende Geld lieber für die hungernden Rassegenossen zu opfern. Selbstverständlich bin ich damit einverstanden, daß Sie von meinem vorstehenden Brief jeden Gebrauch machen.»

- 3. Im Herbst 1935 kam der Kuratel und dem Regierungsrat Hauser der Fall einer deutschen Assistentin Gerlachs zur Kenntnis, über welche Gerlach und einer seiner deutschen Assistenten in Deutschland schlechte Auskünfte erteilten, wodurch sie ein erhofftes Stipendium nicht erhielt. Die Auskunft enthielt die Bemerkung Gerlachs, Frl. X. habe sich «nicht so verhalten, wie er es von einem Deutschen im Ausland erwarte».
- 4. In der Regenz setzte sich Gerlach für den Beschluß ein, die nationalsozialistische deutsche Studentengruppe als Korporation anzuerkennen.
- 5. Gerlach bot einen deutschen Assistenzarzt des Augenspitals, mit dem er sonst nichts zu tun hatte, und der Vorstandsmitglied einer nichtnationalsozialistischen Vereinigung, nämlich der «Deutschen Kolonie» war, zu sich zu einer Besprechung auf, nachdem er durch den Generalkonsul darauf aufmerksam gemacht worden war, daß von dieser Vereinigung in der Zeitung eine Bekanntmachung erschienen sei. Gerlach riet dem Geladenen, er möge sich von dieser Bekanntmachung distanzieren und aus dem Vorstand austreten, da er sonst Schwierigkeiten in Deutschland haben werde – «mein persönlicher freundschaftlicher Rat.»
- 6. Am 16. Oktober 1935 nahm Werner Gerlach, ordentlicher Professor der Universität Basel, als geladener Instruktionsredner am nationalsozialistischen Übungslager für in die Schweiz ausreisende deutsche Studenten teil. Er war vom «Landesleiter» Maier in Zürich dazu aufgefordert worden. Gerlachs Ansprache in diesem Lager zerfiel – so stellt er es später wiederholt und gerne dar – in zwei Teile und eine Empfehlung: er hielt den deutschen Studenten einen Vortrag

  a) über das, was die Deutschen in der Schweiz unterlassen sollen, z. B. «keinerlei Kritik gegenüber den staatlichen und Universitätseinrichtungen, strengste Begrenzung auf die kameradschaftliche Betätigung im eigenen Kreise und beim Verkehr mit Schweizer Studenten, größte Zurückhaltung gegenüber reichsdeutschen Studenten, die nicht der Deutschen Studentenschaft in der Schweiz angehören.»

  Er empfahl im Verkehr speziell mit Juden, sehr zurückhaltend zu sein (sie boykottieren? fragt man sich).

Und als «positive Weisung, deutsches Studententum vor allem durch Berufsarbeit zu vertreten und stets im Bewußtsein der Verantwortung gegenüber dem Führer zu handeln.»

b) über besondere aktuelle Probleme wie Sterilisation und Juden: Die Sterilisation sei vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als Pflege der wertvollen Erbmasse zu werten. Eugenik sei zuerst in der Schweiz, Waadt, von A. Forel, ausgeübt worden; andere Staaten wie Amerika, Deutschland, Finnland kennen die Zwangssterilisation. Die katholische Kirche sehe in der Sterilisation einen Eingriff in das göttliche Gesetz, lasse aber lt. eugenischer Literatur im Zölibat gleichsam eine Kastration zu und schließe damit eine Auslese von der Fortpflanzung aus.

Die Juden: Auch die Judengesetze seien aus medizinisch-biologischen Gesichtspunkten zu verstehen: je stärker die Ursache um so intensiver die Reaktion.

Zum Schluß seiner Instruktionsrede in Überlingen erklärte Gerlach den jungen Deutschen, daß sie sich in Zweifelsfällen an ihn, ihren «Vertrauensdozenten» wenden sollen.

Dieses Lager hatte, ohne angeblich Gerlach dort zu treffen, auch GUSTLOFF besucht. Gerlach hatte sich später im Verlaufe der gegen ihn aufgezogenen Zeitungshetze in Basel mit seinem Landsmann Gustloff getroffen. Beide bedauerten, daß sie gegen die Angriffe nichts unternehmen konnten.

3. Was wurde gegen Gerlach unternommen? Die Kuratel empfand besonders die Teilnahme Gerlachs am Bodenseer Schulungslager als eine Provokation gegenüber der Stadt Basel. Den Fall der Assistentin, der in Deutschland auf eine nachteilige Auskunft Gerlachs hin ein Stipendium entging, betrachtete die Kuratel als schwerwiegend in dem Sinne, als Ungünstiges über einen Deutschen ins Reich zu melden zum Nachrichtendienst der NSDAP gehöre. Des weiteren betrachtete die Kuratel als Bestätigung nationalsozialistischer Tätigkeit in der Schweiz die Beschäftigung von zwei deutschen Assistenzärzten am Pathologischen Institut, von denen bekannt war, daß sie aktive Nationalsozialisten – Ortsgruppenleiter – oder von Gerlach zu einem solchen Parteiamt gezwungen worden waren. Letzteres wurde für einen der beiden Assistenten vermutet, ließ sich jedoch nicht beweisen. Aus diesen Gründen verlangte die Kuratel am 18. November 1935 vom Vorsteher des Erziehungsdepartements die sofortige Einleitung einer Disziplinaruntersuchung wegen unerlaubter politischer Tätigkeit gegen Gerlach.

Hierauf wurde Prof. Gerlach unverzüglich von Regierungsrat Hauser die Gelegenheit geboten, Stellung zu nehmen. In einem 6 Seiten langen Schreiben stellte Gerlach die Harmlosigkeit der gegen ihn erhobenen Befunde dar, stand jedoch stramm für seine Parteizugehörigkeit zur NSDAP.

«... bin ich Mitglied der Landesgruppe Schweiz der NSDAP geworden, weil ich überzeugt zu dem Ideengut des Nationalsozialismus stehe und weil ich es für meine moralische Pflicht halte, in einer so ernsten Zeit dieser Überzeugung durch Eintreten in die Partei Ausdruck zu geben.» (Brief Gerlachs an Regierungsrat Hauser vom 24.11.35).

In dieser Zeit setzten die Zeitungsartikel im «Vorwärts» und in der «Arbeiter-Zeitung» besonders stark ein, und auf die Großrats-Sitzung vom 12. Dezember 1935 reichte der kommunistische Großrat Meili die Interpellation ein:

«1. Stimmt es, daß Prof. Werner Gerlach, Vorsteher der pathologisch-anatomischen Anstalt in einer der Regierung abgegebenen Erklärung sich als Anhänger der NSDAP bekannte, dabei aber erklärte, für diese Bewegung nicht aktiv zu sein.

2. Ist dem Regierungsrat bekannt, daß Prof. Gerlach entgegen dieser Erklärung sich aktiv im Sinne der NSDAP betätigt, was u. a. erwiesen ist: durch die Teilnahme an einem Lager der nationalsozialistischen Studentenschaft in Überlingen etc.»

Bei dieser Gelegenheit erhielt der Erziehungsdirektor Hauser erstmals Mitteilung von dem Brief Gerlachs an das Mädchengymnasium, aus dem eine «anmassende, widerwärtige», ja «unanständige» Gesinnung sprach.

Am 23. Dezember 1935 reichte die Kuratel offiziell das Gesuch für ein Disziplinarverfahren ein, welches Regierungsrat Hauser am 28.12 dem Gesamtregierungsrat weiterleitete, indem er sich dem Antrag der Kuratel auf Entlassung des Professor Gerlach anschloß.

Am 4. Februar 1936 wurde Wilhelm Gustloff von dem jüdischen Emigranten David Frankfurter in Davos erschossen. In der AZ erschien hierauf ein Artikel, nach welchem Gerlach als Trauerdemonstration keine Vorlesung und keinen Sektionskurs abgehalten habe, was jedoch nicht zutreffend war. Hierüber beklagte sich am 15.2. Gerlach beim Vorsteher des Erziehungsdepartements sowie in der medizinischen Fakultät und forderte, eine Behörde, z. B. die Kuratel («Cura bedeutet die Sorge, die Fürsorge») solle ihn «gegen diese unflätigen und lächerlichen Vorwürfe in Schutz nehmen». Kuratel und Regierungsrat entgegneten kühl, für die Zeitungsartikel seien die Behörden nicht verantwortlich, sie hätten viel zu tun, wenn sie auf alle Zeitungsartikel reagieren wollten, welche gegen Staatsangestellte gerichtet seien. Herr Prof. Gerlach möge selber antworten. Zudem schwebe eine Untersuchung gegen ihn, in die sie in keiner Weise eingreifen wollten. Am 24. Februar teilte Gerlach dem Erziehungsdirektor verwundert mit, «ganz neu aber ist mir in Ihrem Brief, daß gegen mich eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet ist.» Hauser war darüber nicht wenig erstaunt und beunruhigt,

daß Gerlach nicht informiert und seit 1½ Monaten von der Disziplinarkommission noch nicht einmal einvernommen worden war.

Am 29.2. und 3.3.1936 fanden dann die Sitzungen («Abhörungen») in Sachen Gerlach im Appellationsgerichtssaal statt, und es wurden die Zeugen in Anwesenheit Gerlachs und Gerlach selber einvernommen. Gerlach scheute sich keineswegs, den geladenen Zeugen selber Fragen zu stellen. Gerlach überzeugte die Disziplinarkommission von der Harmlosigkeit, ja Belanglosigkeit des ihm zur Last gelegten, rein politischen oder gar freundschaftlichen Verhaltens. Hartnäckig wiederholte er:

- Die Parteizugehörigkeit sei nicht verboten.
- Wenn ihm je Gewissenskonflikte aus einem Parteibefehl gegen sein Gastland erwachsen, so würde er die Konsequenzen ziehen, das hieße, er würde demissionieren und in der Partei bleiben;
- gerade die Partei verpflichte ihn und jedes Mitglied, in erster Linie die Gesetze des Gastlandes zu achten.

Am 27. April gab die Disziplinarkommission ihren Bericht ab. In der einen Monat später stattfindenden Kuratelssitzung beschloß die Kuratel mit 2:2 Stimmen und Stichentscheid des Präsidenten entgegen der Empfehlung der Disziplinarkommission, dem Regierungsrat die disziplinarische Entlassung von Professor Werner Gerlach zu beantragen.

Am 6. Juli 1936 befaßte sich der Erziehungsrat mit der Disziplinarsache Gerlach. Die Mehrheit des Rates schloß sich dem Kuratelsbeschluß an. Eine Minderheit – obwohl auch sie aufs schärfste gerade den Brief Gerlachs an das Mädchengymnasium mißbilligte – fand, das vorliegende Material reiche nicht aus, Gerlach eine «Nachlässigkeit oder Pflichtverletzung als Professor oder einen anstößigen Lebenswandel» – das wären die Bedingungen für die Suspendierung von einem Lehrstuhl – nachzuweisen. Auf Grund des Mehrheitsantrages des Erziehungsrates entließ hierauf am 18.8.1936 der Regierungsrat Professor Werner Gerlach fristlos. Hiergegen reichte dieser unverzüglich Rekurs ein.

Es ist interessant in der geschichtlichen Rückschau die damaligen Verhältnisse um Wilhelm Gustloff, mit dem Gerlach zusammengetroffen ist, nachzulesen und zu verfolgen, wie Gerlachs zwar verschleiertes Verhalten sich Punkt für Punkt mit den von der Partei empfangenen Weisungen deckte. In ihrem «Beitrag zur Geschichte einer Zeit schweizerischer Bedrängnis und schweizerischer Bewährung» schreibt Alice Meyer in «Anpassung oder Widerstand»:

> «Vom Moment an, wo die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei in Deutschland zur ausschließlichen Trägerin des Regimes geworden war, dehnte sie ihren Totalitätsanspruch auch auf die deutschen Reichsangehö-

rigen im Ausland aus. Auch die in der Schweiz ansässigen Deutschen sollten im Geist der nationalsozialistischen Bewegung organisiert und gewissermaßen zu einem Staat im Staate gemacht werden. Mit dieser Aufgabe war Wilhelm Gustloff in Davos, Leiter der Landesgruppe Schweiz der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, betraut. ... Nach den Schätzungen des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements gehörten in jenem Zeitpunkt ungefähr fünftausend Deutsche der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei der Schweiz an. In 2½jähriger Werbetätigkeit und Betriebsamkeit war es Gustloff und seinen Ortsgruppen- und Stützpunktleitern nicht gelungen, mehr als knapp vier Prozent aller in der Schweiz ansässigen Deutschen zu Nationalsozialisten zu machen. ‹Es ist notorisch› erklärte der Basler Freisinnige Thalmann[1] im März 1935 vor dem Ständerat, ‹daß der allergrößte Teil der in der Schweiz lebenden Deutschen das Treiben dieser Gauleiter, Stützpunktführer und so weiter als unerträglichen Druck empfinden und daß sie alle Angst haben, sie würden von einem dieser Leute denunziert und könnten nicht mehr nach Hause.› Die meisten Deutschen gehörten damals einem der Vereine an, die geistig-kulturellen Charakter hatten, von ihren Angehörigen kein politisches Bekenntnis verlangten und in ihrer Gesamtheit die ‹Deutsche Kolonie›[2] bildeten. Dieses Nebeneinander von politischen und unpolitischen Auslanddeutschen war natürlich den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge. ... Bei ihrer Tätigkeit in der Schweiz trieben die Nationalsozialisten das bewährte Doppelspiel: Offiziell verpflichteten sie sich, ‹die Gesetze des Gastlandes zu respektieren›; intern galt jedoch der Grundsatz: ‹Führer, wir folgen dir›. In den Verlautbarungen der Auslandorganisationen fanden sich Sätze wie ‹Das Leben der Reichsdeutschen im Ausland wird ausschließlich bestimmt durch die Zielsetzung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei› ... Gustloffs Bestreben ging dahin, über alle gegenteiligen Anzeichen hinweg den Eindruck der strikten Legitimität aufrechtzuerhalten. Er trieb seine Provokationen immer nur gerade so weit, daß sie unter keinen gesetzlichen Tatbestand fielen.»

Der Entscheid über Gerlachs disziplinarische Entlassung durch die Basler Regierung war am 18.8.1936 gefallen. Die Kommunisten freuten sich indessen zu früh. «Ein kommunistischer Erfolg» überschrieben sie ihren ausführlichen Bericht zum Regierungsratsentscheid.

Acht Tage nach der Entlassung Gerlachs erschienen in der deutschen Presse Kommentare dazu. Die deutsche Börsenzeitung (25.8.36) schrieb:

[1] Kuratelspräsident in Basel.

[2] vgl. die Aufforderung Gerlachs an den deutschen Assistenzarzt im Augenspital.

«Gerlach ist nicht der einzige, gegen den sich die Machenschaften schweizerischer Stellen gerichtet haben.»

Sie gab unumwunden bekannt: «Der deutsche Staat erwartet heute von jedem seiner Reichsangehörigen, daß er Nationalsozialist ist», und meinte gekränkt:

«Während bei der Berliner Olympiade die Schweizer Vertreter freudig begrüßt und ihr Hoheitszeichen achtungsvoll geehrt worden ist, und die Schweizer Regierung ihren Dank für die Errettung von Schweizer Bürgern aus den blutigen Revolutionswirren Spaniens ausgesprochen hat, geht in der Schweiz die Hetze gegen Deutschland weiter, obwohl erst vor kurzem die Ermordung des Landesgruppenleiters Gustloff gezeigt hat, wohin ein derartiges Verhalten führen kann.»

Die «Basler Nachrichten» erwiderten hierzu am 26.8.36:

«Von hier aus soll dazu nur bemerkt werden, daß die Achtung, die der Schweizer Fahne an der Olympiade wie allen anderen Hoheitszeichen bezeugt wurde, die selbstverständliche Pflicht des Landes ist, das die olympischen Spiele als ein internationales Sportfest zur Durchführung übernahm.»

Am 31.8.36 erhielt der Regierungsrat von Basel ein Schreiben des Eidgenössischen politischen Departements Bern, Abteilung für Auswärtiges, welches sich beunruhigt zeigte über das Echo, das dieser Entscheid in der deutschen Presse gefunden hatte und über die Aussicht, daß die deutsche Regierung nachdrücklich diplomatische Vorstellungen unternehmen werde, falls der Entscheid endgültig bleibe. Dieser Entscheid hatte offenbar eine erhebliche Belastung der schweizerisch-deutschen Beziehungen zur Folge, weshalb das politische Departement um Einsichtnahme in die Begründung desselben bat.

Inzwischen bahnte sich das Rekursverfahren an. In seiner Begründung zum Rekurs apostrophierte der Vertreter des Rekurrenten die Kuratel und stellte sie als Schwätzerin dar, die in ihrer überheblichen Weise davon ausgehe, daß ihre Ansichten Gemeingut der schweizerischen Öffentlichkeit seien, die ein großes Aufhebens von den politischen Absichten Deutschlands auf die Schweiz mache und die es nicht wahrhaben wolle, daß die deutsche Schweiz zum deutschen Kulturgebiet gehöre. Schließlich wurde es der Kuratel freigestellt, zu glauben, was sie wolle, und sich auf eine Bildungsstufe mit den Leuten vom «Vorwärts» und der «Arbeiter-Zeitung» zu stellen.

Die Appellationsgerichtsverhandlungen ergaben nichts Neues, obwohl auch noch Universitätsakten zugezogen wurden, welche über die Stellung Gerlachs in der Deutschen Studentengruppe Basel Aufschluß geben sollten:

Gerlachs Verhalten als Universitätsprofessor gebe, obwohl er offenkundig engagiertes Mitglied der NSDAP sei, keinerlei Ansatzpunkte für einen ge-

setzlichen Tatbestand. Auch für den Protest Gerlachs in den Appellationsgerichtsverhandlungen gegen eine Weiterführung der Untersuchung, gegen eine Verschleppung, den er mit der Drohung unterstrich, er werde davon der Reichsregierung Mitteilung machen, könne er nur einen Verweis erhalten aber nicht bestraft werden.

Am 23. November 1936 – ein Jahr nach Beantragung des Disziplinarverfahrens – fällte das Appellationsgericht des Kantons Basel-Stadt den Entscheid: Die Voraussetzungen für eine Entlassung des Rekurrenten aus dem Staatsdienst sind nicht zu erbringen. Der Entscheid des Regierungsrates ist daher aufzuheben.

Am 1. Dezember 1936 gab Gerlach zur großen Erleichterung des Regierungsrates bekannt, er habe die Ehre mitzuteilen, daß das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Berlin, ihn auf eine planmäßige Professur zurückberufen habe. Auf den 1. April 1937 verließ er Basel.

Wir begegneten Gerlach im Zweiten Weltkrieg noch einmal. Nachdem er den Lehrstuhl in Jena inne hatte, verließ er plötzlich seine Pathologen-Laufbahn und übte eine rein politische Tätigkeit aus: er wurde Generalkonsul in Island. In einer Spalte der «Times» lasen wir im Frühjahr 1940: durch die deutsche Besetzung Dänemarks, dessen König auch Islands König ist, befindet sich dieses in einer schwierigen Lage. Geographisch und landschaftlich bietet es Deutschland, welches England erobern will, eine günstige Ausgangsbasis für Untersee- und Luftangriffe. Auffallend viele Deutsche besiedeln plötzlich Island:

> «They constitute a dangerous fifth column under the leadership of the German Consul, Herr Gerlach, who has a notorious record as a violent Nazi.»[1]

Im April 1940 besetzten britische Truppen Island, und Gerlach wurde mit seiner Familie in Reykjavik verhaftet. Die «Basler Nachrichten» meldeten dazu im Mai 1940:

> «Wenige Stunden nach der Landung der britischen Streitkräfte auf Island wurde der consularische Vertreter Deutschlands, Professor Gerlach und seine Familie, verhaftet und an Bord eines britischen Kriegsschiffs gebracht. Trotzdem Prof. Gerlach umfangreiche Dokumente verbrannte, ist es erwiesen, daß er, der bekanntlich Universitätsprofessor in Basel war, auf Island eine politische Tätigkeit entfaltete, die nichts mit seinen consularischen Aufgaben zu tun hatte.»

[1] Ein Bild in einer deutschen Illustrierten aus dem tausendjährigen Reich zeigte den ehemaligen Pathologen Werner Gerlach in der Uniform eines hohen SS-Offiziers, den Arm zum Gruß erhoben, am offenen Grabe Heydrichs, an der Seite von dessen Witwe.

1948 wurde er aus der Internierung entlassen und kehrte in seine Heimat zurück. Er baute mit seiner Frau zusammen im Allgäu ein privates pathologisches Institut auf.

Der Hamburger Pathologe CARL KRAUSPE sagt im Nachruf auf Werner Gerlach:

> «Am 31. August 1963 endete das Leben von Werner Gerlach, eines Mannes, der wie wenige berufen schien, eine führende Rolle in der deutschen Pathologie zu spielen. Seine vielseitige Begabung, zugleich der Drang, diese glänzenden Gaben der Allgemeinheit nutzbar zu machen, waren für die Entwicklung dieses Mannes schicksalshaft.»

Der Bericht über den Pathologen Werner Gerlach, der von 1929 bis 1937 Vorsteher des Basler Pathologischen Instituts war, ist etwas lang ausgefallen. Er zeigt jedoch, daß der Wissenschafter und Arzt wie jeder andere in seiner Zeit steht und mehr oder weniger in politische und ideologische Abhängigkeit geraten kann. Er zeigt auch, wie schwer es die Umgebung hat, welche allgemein an die Anständigkeit und das Gute im Menschen glaubt, feingetarnte Doppelspiele zu durchschauen.

Zum Nachfolger von Gerlach wurde ANDREAS WERTHEMANN gewählt. Andreas Achilles Werthemann ist am 12. Juli 1897 in Basel geboren. Seine Familie hatte sich anfangs des 17. Jahrhunderts in Basel eingebürgert. Sie stammte aus der Stadt Plurs im Bergell, welche 1618 verschüttet worden war. Der Plurser Name Vertemate wurde zu Werthemann verdeutscht. Dem Geschlecht entsprossen vor allem Kaufleute.

Andreas Werthemann wuchs unter den ernsten, aber doch milde blickenden Augen von nicht weniger als drei nachbarlichen Pfarrherren an der Angensteinerstraße auf. Er blieb sein ganzes Leben tief mit Basel verwurzelt; seiner Heimatstadt stellte er sich nicht nur als Facharzt und Mitglied der Universität zur Verfügung, sondern auch als Förderer des kulturellen Lebens.

Nach seinen Medizinstudien, die ihn auch nach Zürich und Genf führten, trat er 1922 beim neu gewählten Ordinarius für Pathologie, R. Rößle, als Assistent ein. 1924 wurde er hier zum Prosektor befördert, und 1929 habilitierte er sich. Für seine Weiterbildung begab er sich nach München und Berlin.

1929 verließ der von ihm über alles geschätzte Lehrer Rößle das Basler Institut, und der 32jährige Basler leitete stellvertretend bis zur Wahl des Nachfolgers das Institut. 1931 wurde er unter Gerlach Abteilungsleiter, 1934 a. o. Professor. Während der Zeit, da gegen Gerlach die Disziplinaruntersuchung lief und dieser von seinem Amte suspendiert war, vertrat er wieder den Chef des Instituts. 1937, nach dem endgültigen Abgang von Gerlach, wurde er

Direktor und Inhaber des Lehrstuhles für Pathologie. 1942/43 war er Dekan der medizinischen Fakultät, 1957 und 1959 Rector magnificus und dadurch 1958 und 1960 (das Jahr der 5. Zentenarfeier der Universität) Prorektor.

12 Jahre lang war Andreas Werthemann Mitglied des Erziehungsrates. Er war Statthalter und seit 1962 Meister EE Zunft zu Hausgenossen, der Zunft der Wechsler und Goldschmiede, und Vorgesetzter EE Vorstadtgesellschaft zur Mägd. Eine besondere Liebe verband ihn zur Musik; er besaß lange Zeit als einziger Basler ein Cembalo, amtete als Kassier im Bach-Chor und während 20 Jahren als Präsident der AMG, wo er in Freundschaft mit dem Dirigenten Hans Münch bei der Gestaltung der Symphoniekonzerte mitwirkte. Mit besonderem Vergnügen machte er die Bekanntschaft mit Solisten und Gastdirigenten.

> «So ist Andreas Werthemann seit langem zu einer profilierten Gestalt des wissenschaftlichen, kulturellen, künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens unserer Stadt geworden, ein Repräsentant besten Baslertums; sein geistreiches, spritziges und pointiertes Wesen strahlt etwas aus von der harmonischen Serenität Erasmus' von Rotterdam. Wie wohl es einem in des Jubilars Umgebung ist, das wissen nicht nur seine Kollegen, Schüler und zahlreichen Freunde ..., sondern vor allem seine Angehörigen.» (G. A. W. BN 11.7.1967, Prof. Andreas Werthemann zum 70. Geburtstag).

Weitere Bürden, die er als Würden gerne auf sich nahm, brachten die Ämter in zahlreichen Stiftungen und Kommissionen.

Es bereitete ihm eine besondere Freude, den jungen Akademikern zu helfen, und er bedauerte oft nur, daß ihm nicht mehr Mittel zur Verfügung standen.

Andreas Werthemann war der zweite Basler, welcher an unserer Universität den Lehrstuhl für Pathologie innehatte. Es war ihm indessen, im Gegensatz zu Moritz Roth, nicht vergönnt, das neue Institut, an dem er mit Liebe, Sorgfalt und in klarer Voraussicht für die Entwicklung der Pathologie und für die Bedürfnisse seines Nachfolgers plante, zu beziehen. 30 Jahre lang hat er als Institutsvorsteher, stets den Neubau in scheinbar zum Greifen naher Zukunft vor sich, in dem immer enger werdenden alten Institut gearbeitet, in einer Zeit, da die Studentenzahlen ungeahnte Größen annahmen, die Untersuchungs- und Autopsiezahlen in die Höhe schnellten, das Personal entsprechend stark vermehrt werden mußte und die immer stärker auf Erfüllung dringenden Forderungen an das Universitätsinstitut als Forschungsstätte gestellt wurden. Er hat in dem alten Institut zahlreiche schöne, helle Laboratorien einrichten und mit wertvollen Instrumenten ausstatten lassen. Wie sein Basler Vorgänger Moritz Roth hat er ein Inventar angefertigt und

seinem Nachfolger 120 Kursmikroskope, über 2 Dutzend Arbeitsmikroskope, 5 Einbettungsapparate, zahlreiche Wärme- und Eisschränke, Zentrifugen, 29 Mikrotome, davon 2 Kryostaten, sowie eine reiche Ausrüstung an Projektionsapparaten, eine mit allen modernen Geräten ausgerüstete photographische und schließlich eine mit einem Elektronenmikroskop und seinen Hilfsgeräten versehene Abteilung übergeben. Ebenso gut ausgestattet hat er sein Institut mit ärztlichen und technischen Fachleuten.

In zäher und hartnäckiger Kleinarbeit beredter Begründungen hat er in vielen Jahren die notwendigen Kredite von den Behörden erhandelt. Denn zwei Jahre nach seinem Amtsantritt brach der Zweite Weltkrieg aus, die Zeit der langen Aktivdienste und die Zeit äußerst streng verordneter und gehandhabter Sparsamkeit, die sich noch bis zu Beginn der Sechziger Jahre recht hemmend bemerkbar machte.

Auf die durch die Berufung von Andreas Werthemann freigewordene Prosektor-Stelle wurde auf den 1. Dezember 1937 der im Forschungsinstitut Davos arbeitende Privatdozent Dr. med. Frédéric Roulet gewählt. Der um fünf Jahre jüngere Freund von Andreas Werthemann war bereits durch seine Assistentenzeit bei Rößle mit dem Institut verbunden. Er versuchte, an der Seite von Werthemann der rapid einsetzenden Mehrarbeit, verursacht durch Kriegszeiten, Vergrößerung des Lehrbetriebes, vermehrte Ansprüche an die Forschung und Anschwellen der dienstlichen Verpflichtungen Herr zu werden. In seiner bis zum Frühjahr 1955 dauernden Prosektorenzeit entstand neben vielen wissenschaftlichen Arbeiten auch die Neuausgabe des technischen Handbuchs von Schmorl, kurz «dr Roulet» genannt. 1955 verließ er das Institut, um sich in den Forschungslaboratorien der Geigy ganz der wissenschaftlichen Betätigung hinzugeben.

In Siegfried Scheidegger, geboren 1903, gewann Werthemann einen Mitarbeiter, der ihn in allen Gebieten des Lehr- und Prosekturbetriebes unterstützte und vertrat. Diesem verdankte er es gerne, daß er zweimal die Würde des Rektors in völliger Harmonie und Ruhe und ohne Sorge um das große Institut tragen und daß er die Fülle der übernommenen Ämter mit Vergnügen und Hingabe ausüben konnte. Siegfried Scheidegger, seit 30 Jahren erster Assistent, Abteilungsleiter und Prosektor, war der unermüdliche, immer anwesende Stellvertreter. Er war von den Studenten aufrichtig geliebt; von den Kliniken wurde er als unbestechlicher, ärztlicher Berater hochgeachtet. Mit besonderem Interesse widmete er sich der Pathologie des Nervensystems. Seit 1.1.70 ist er Chef des neu eröffneten Pathologischen Instituts in Liestal.

Ein ebenso geachteter junger Pathologe des Basler Instituts wurde ein anderer Basler, Fritz Gloor (geboren 1924). Auch er ging aus der Schule,

welche Andreas Werthemann im Sinne von Rößle zu verwirklichen trachtete, hervor. (Seit April 1970 Direktor des Pathologischen Instituts in St. Gallen).

Weitere Schüler Werthemanns wirken in den Forschungslaboratorien der Basler Chemischen Industrie als experimentelle Pathologen.

Von der Zunahme der ärztlichen Verpflichtungen geben folgende Zahlen eine ungefähre Ahnung:

1937	1030 Sektionen	3927 histologische Untersuchungen
1942	1093 Sektionen	5102 histologische Untersuchungen
1947	1521 Sektionen	8639 histologische Untersuchungen
1952	1391 Sektionen	12688 histologische Untersuchungen
1957	1718 Sektionen	17124 histologische Untersuchungen
1962	2070 Sektionen	20125 histologische Untersuchungen
1967	2064 Sektionen	23622 histologische Untersuchungen

Diese Zahlen gehen parallel mit der Vergrößerung der Spitäler, mit der Zunahme der Bettenzahlen, aber auch – dies gilt für die histologischen Untersuchungen – mit dem Ringen gegen einen Erzfeind der Menschheit erster Klasse, gegen den Krebs, und mit verbesserten Operations- und Biopsie-Techniken.

Wenn das Basler Frauenspital 1890 dreiundachtzig größere gynäkologische Operationen, 1932 deren 443 (und 226 kleinere) meldet, so nehmen die Ausschneidungen von Gewebe allein für die Früherfassung des Krebses in den fünfziger und sechziger Jahren riesige Ausmaße an. Rudolf Nissen schreibt 1959 im Vorwort zu einer Artikelserie von Leo Eckmann (CIBA Symp. 7:73 [1959]):

> «Ein Leiden, an dem jeder vierte Mensch erkrankt, das bei jedem sechsten zum Tode führt und das in gewissen Äußerungsformen zuzunehmen scheint, ist zweifellos unserer gesteigerten Aufmerksamkeit wert. Trotz einer mit gewaltigen finanziellen und personellen Mitteln unternommenen Krebsforschung ist der seit Jahrzehnten erwartete und angekündigte Durchbruch zur tieferen Erkenntnis der Aetiologie, zur serologischen Frühdiagnose und zu wirksamer Chemotherapie nicht erfolgt.»

Und L. Eckmann ebenda:

> «Am besten gesichert wird die Diagnose durch eine histologische Untersuchung, die selbst anhand kleinster Gewebsproben möglich ist. Die Biopsie sollte man daher möglichst häufig vornehmen, sei es als direkte Probeexzision (z. B. Mamma [1], Haut) oder mit Hilfe der Endoskopie (z. B. Rectum [2], Blase, Bronchus [3], Oesophagus [4]).»

[1] = Brustdrüse, [2] = Mastdarm, [3] = Luftröhrenast, [4] = Speiseröhre

Dabei wurden aber die Anforderungen an diese Untersuchungen immer ausgedehnter. Um bei einer Patientin den beginnenden Krebs zu lokalisieren, entnahmen die Frauenärzte verschiedene, genau bezeichnete Proben und wünschten sie gesondert untersucht zu haben. So gab eine Übersendung von Untersuchungsmaterial zur Abklärung, ob der Verdacht zu Recht bestehe oder nicht, in einer histologischen Untersuchung bis zu 8 verschiedene, anspruchsvolle Teiluntersuchungen, bei der anschließenden radikalen Operation sogar bis zu 20.

Im April 1952 wurde RUDOLF NISSEN auf den Lehrstuhl für Chirurgie und als Chefarzt der Chirurgischen Klinik des Bürgerspitals nach Basel berufen. Er war ein Schüler von Sauerbruch und hatte vor seiner Übersiedlung nach Basel 12 Jahre in Amerika zugebracht. Mit ihm hielten neue Operationstechniken Einzug wie die Entfernung ganzer Lungenflügel oder Teile davon; diese Operationen nahmen ständig zu, entsprechend der rapid ansteigenden Zahl von Lungenkrebsen. Er errichtete eigene Abteilungen für Gehirnchirurgie, für die Anaesthesie, für die Gefäß-Chirurgie, Kieferchirurgie, Nieren- und Harnwegschirurgie, Chirurgie der Bewegungsorgane. Einige Jahre später wurden in stets vermehrtem Umfange Biopsien auch auf den medizinischen Stationen durchgeführt; über die Leberbiopsien habe ich bereits berichtet.

Mit dem Stichtermin Frühling 1952 – R. Nissen an der Basler Chirurgie – setzte auch die von A. Werthemann mit Energie vorangetriebene betriebliche Reorganisation deutlich ein. Eines seiner Hauptanliegen war eine erstklassige Untersuchungsstation. Auch von hier aus wollte er, der konziliante, zu jeder ärztlichen Hilfeleistung und Beratung bereite Pathologe, dem Arzt in Praxis und am Krankenbett nach bestem Wissen und Gewissen helfen. Schnelligkeit und Zuverlässigkeit in der Berichterstattung forderte er. Er verbrachte selbst jeden Tag mehrere Stunden damit, in rascher Folge fünfzig und mehr entscheidende Diagnosen zu stellen und die Berichte zu verfassen. In wenigen Jahren hatte er eine gepflegte, gut ausgerüstete, zuverlässige Untersuchungs-Abteilung aufgebaut, die nach Rößles Namengebung die heimelige Bezeichnung «Einlauf», «dr Ylauf» trägt, und von der sein Nachfolger anerkennend gesteht, wie gut und sicher sie funktioniere.

Andreas Werthemann hatte die Forderung gestellt, ein gutes Institut müsse die Trias: Lehre, Forschung und Dienst erfüllen. Die Lehre hatte beim Lehrstuhlinhaber natürlich den ersten Platz einzunehmen. Dienstleistung und Forschung mußten sich nicht konkurrenzieren. Die Gewohnheit, die täglichen Dienstleistungen des Arztes, sei es am Krankenbett oder in der Pathologie, mit dem Wort Routine zu belegen, erregte Unbehagen:

«Unter Routinearbeit versteht man aber doch zunächst eine stumpfsinnige, langweilige, untergeordnete Förderbandarbeit, für welche ein

8-Stunden-Tag, eine 5-Tage-Woche schon zu viel sind, und die eigentlich eine Maschine erledigen sollte. . . . Spricht man also von einer Arbeit als Routine-Arbeit, dann wird man sie bewußt oder unbewußt deklassieren; man wird einer anderen Betätigung den Vorzug geben wollen. ....» (Semesterschlußvorl. 6.7.67).

Auch das Untersuchungsgut ließ sich wissenschaftlich verarbeiten. A. Werthemann selber brachte sein besonderes wissenschaftliches Interesse den absonderlichen Gestalten mißgebildeter Früh- und Neugeburten entgegen. Er forschte nach den Ursachen der Mißbildungen. Statistische Erhebungen und Auswertungen des täglichen Untersuchungsgutes eines Instituts lieferten wertvolle Aufschlüsse.

«Die Pathologie wird als Wissenschaft, zunächst am Sektionstisch, hernach aber auch unabhängig von demselben ihre eigenen theoretischen Wege gehen. ... Sie kann auch durch Auswertung der von ihr gewonnenen Daten Einblick über das Krankheitsgeschehen im Verlaufe einer größeren Zeitperiode gewinnen. Wir haben dies zum Beispiel durchgeführt, um eine Vorstellung über die wichtigsten Krankheiten im hohen Alter zu bekommen.» (Semesterschlußvorl. 6.7.67).

Schon aus diesem vertieften Studium und der systematischen Sammlung von Untersuchungsdaten erwuchsen Erfahrungen und Erkenntnisse in der Pathologie, die von einem Einzelnen bald nicht mehr allein beherrscht wurden, und so entstanden Richtungen wie die Neuropathologie, die Kinderpathologie usw. Ein modernes Universitäts-Institut für Pathologie mußte außerdem noch Abteilungen für Elektronenmikroskopie, Gewebezüchtung, Histochemie, Immunhistologie aufbauen.

«Alle diese wesentlichen Zweige können ebensowenig von einem Einzelnen beherrscht werden wie dies bei der fortschreitenden Spezialisierung in den anderen medizinischen Disziplinen der Fall ist. Man wird auch in der Pathologie zum sogenannten Departements- oder Abteilungssystem überzugehen haben, und es wird notwendig sein, in noch viel höherem Maße als wir es vermocht haben, selbständige Abteilungsleiter zu gewinnen, die sich in die Spezialgebiete teilen und vorteilhaft werden ergänzen können.» (Semesterschlußvorl. 6.7.67).

Daß die Forschung, die experimentelle Pathologie, von den Amerikanern mit ihrem ausgesprochenen technischen Geschick beeinflußt war, lag auf der Hand. Verglich man die Arbeitslast an amerikanischen Instituten mit der unsrigen, ergab sich, daß der Stab der Fachpathologen wesentlich vergrößert werden mußte.

«Mein Mitarbeiter Dr. Gloor hat 1964 im Department of Pathology in Massachusetts General Hospital in Boston und an der Harward Medical

School wichtige Erfahrungen sammeln können. Ein Vergleich der dortigen Verhältnisse mit den unserigen ist äußerst instruktiv und zeigt uns, in welcher Richtung wir uns weiter zu entwickeln haben. Dieses Institut hatte 1963 circa 1400 Autopsien und etwa 12 000 Operationspräparate zu untersuchen. Zur gleichen Zeit hatte das Basler Institut 2190 Autopsien vorzunehmen und 21 500 Biopsien zu bearbeiten. Für die wesentlich kleinere Zahl der Aufgaben standen in Boston 10 festangestellte und 12 Assistenzärzte zur Verfügung, während Basel mit 4 Fachpathologen und 8 Assistenzärzten für seine weit größere Aufgabe auszukommen hatte. Es ist klar, daß in Basel eine systematische Vergrößerung des Stabes an Fachpathologen zu erfolgen hat. Dieser notwendigen Entwicklung habe ich bei der Planung des neuen Institutes Rechnung getragen.» (Semesterschlußvorl. 6.7.67).

Das gleiche, was 1922 Ernst Hedinger bedrückte und zum Wechsel nach Zürich veranlaßte, der mangelnde Nachwuchs an jungen Pathologen, hat auch Werthemann viele Sorgen bereitet. Die fehlenden Mittel, die Raumnot im alten Institut sowie die stete Arbeitsüberlastung durch den Dienst haben die jungen Ärzte, welche sich zum experimentellen Arbeiten hingezogen fühlten, in die Forschungslaboratorien der Industrie oder ins Ausland getrieben.

«In kleineren Verhältnissen wie hier in Basel geht es begreiflicherweise immer etwas länger, bis neue Erfordernisse – ich denke an die Elektronenmikroskopie und die Histochemie – realisiert werden können. Während es zu Beginn meiner Tätigkeit bis in die Anfänge der 50er Jahre hinein, vor allem Schwierigkeiten finanzieller Natur waren, so besteht heute die Schwierigkeit, genügend Fachleute zu bekommen. ... Alle diese Aufgaben werden sich ausweiten, werden mehr Mittel in personeller und materieller Hinsicht verlangen, und alle warten mit Sehnsucht auf ein neues Institut!» (Über 100 Jahre Pathologie in Basel, 1963).

Ein Jahr nach dem Amtsantritt von Andreas Werthemann begann die erste Bauetappe des Basler Spitalneubaus. 1935/37 war ein Gesamtprojekt für die Spitalerweiterung ausgearbeitet worden, das drei Bauetappen vorsah; für die dritte Etappe war der Bau eines neuen pathologischen Instituts geplant.

In der ersten Etappe entstanden 1938–45 das Bettenhaus, die Laboratoriums- und Operationstrakte des Bürgerspitals an der Spitalstraße; in der zweiten Etappe 1946 das Infektionskrankenhaus, 1950 und 1955 Wohngebäude für Spitalangestellte und Schwestern, 1962 die Schwesternschule an der Klingelbergstraße. Für die dritte Etappe wurden in der Zeit von 1950 bis 1960 vier Großprojekte ausgearbeitet. Im Februar 1964 stimmte das Basler Volk dem vorgelegten Projekt zu. Der Abstimmungskampf um den Kredit

für diese Bauetappe war äußerst hart und erbittert, sah doch der Plan ein Hochhaus vor, gegen das der Heimatschutz entschieden Einspruch erhob. Die Diskussion um das Bauvorhaben entwickelte sich schließlich zur entscheidenden Frage, ob es nicht besser wäre, die medizinischen Klinik- und Unterrichtsgebäude der Universität zu dezentralisieren und die Neubauten z. B. aufs Bruderholz zu verlegen.

Mehr als zwei Jahre nach der Abstimmung brachte der Bericht der Baukommission im April 1967 böse Überraschungen:

1. Die Baukosten würden das Doppelte des vom Volk bewilligten Betrages ausmachen, nämlich statt 132 Millionen deren 260.
2. Die dringend benötigten Spitalbauten dieser Etappe würden nicht in den Jahren 1972/73 fertig sein, sondern frühestens Ende 1979, also 7 Jahre später als versprochen.
3. Das Projekt, über das abgestimmt wurde, sei nicht baureif gewesen.

Vom Großen Rat wurde sofort ein Bau- und Projektionsstopp verhängt. Die Arbeiten an den begonnenen Bauten (Oekonomie an der Spitalstraße, vorläufige unterirdische Gänge [Schanzenstraße/alte Pathologie] wurden abgebrochen. An der Stelle, an der einst die schmucken Häuschen der Hebelstraße standen, wie die «alte Treu» und «Kegelins Huus», gähnten 5 Jahre lang holperige Steinplätze. Der Abwart des Pathologischen Instituts mußte das in den Jahren 1924/25 erbaute Einfamilienhaus schon 1966 verlassen und eine Wohnung in der Bernoullistraße beziehen; das Häuschen war niedergerissen; an der Institutsfassade klebten noch lange die Tapeten und Badzimmerplättli. Vom Großen Rat wurde eine Spezialkommission eingesetzt mit der Aufgabe, die Probleme der dritten Bauetappe neu zu durchdenken.

In diese Zeit fiel die Emeritierung des Vorstehers des Pathologischen Instituts. Zum Nachfolger von Andreas Werthemann wurde auf 1. Oktober 1967 Hans Ulrich Zollinger gewählt.

Er wurde am 16. Juni 1912 in Visp geboren. Sein Vater war Arzt und später Professor für Unfallmedizin und Berufskrankheiten, seine Mutter Gymnasiallehrerin in Zürich. In Zürich studierte H. U. Zollinger Medizin und legte 1937 die Staatsexamen ab. Seine ärztliche Weiterbildung führte ihn über die Zürcher Pathologie, zu der er wiederholt zurückkehrte und wo er 1942 Prosektor wurde, nach Paris – hier arbeitete er als Chirurg – nach New York in die experimentellen Arbeiten, wieder nach Paris an das Krebsforschungsinstitut Villejuif. In den Zwischenzeiten habilitierte er sich (1944), und 1950 wurde er Professor. 1953 übernahm er die Leitung des Pathologischen Instituts am Kantonsspital St. Gallen, von dort aus wurde er 1964 auf den berühmten Lehrstuhl für Pathologie in Freiburg i.Br. berufen. Den mit

seiner Heimat tief Verwurzelten litt es jedoch nicht in Deutschland, und so nahm er, 56jährig, die Berufung nach Basel an.

Mit ihm nach Basel kamen einige junge Forscher und Ärzte: sein Oberarzt und klinischer Pathologe LEONARDO BIANCHI, der sich einen Namen in der Leberpathologie gemacht hat; sein Oberarzt HANSPETER ROHR, der in dem alten Institut noch dank seiner großen Improvisationsgabe und mit Hilfe des Instituts-Mechanikers in einigen Monaten eine neue elektronenmikroskopische Abteilung und einen begehrten Kurs für experimentelle Pathologie aufzog; sein Oberarzt JAKOB MOPPERT, der in sorgfältiger, peinlicher Kleinarbeit Bausteine der Immunpathologie zusammenfügte.

Wie war es möglich, in dem Institut, das bis zum Rande vollgestopft war mit Arbeitsplätzen, Aktenmaterial und Sammlungsgut, noch Platz zu schaffen für eine große elektronenmikroskopische und eine immunhistologische Abteilung, so daß diese funktionieren konnten, bevor ein Neubau vorhanden war? Mit einem Berufungskredit, der überzeugend begründet war, und mit zwei rigorosen Änderungen im Institut gelang es:

1. den Hörsaal im 1. Stock abzutragen und statt dessen den Mikroskopiersaal im 2. Stock zu einem Saal so umzubauen und einzurichten, daß er zum Mikroskopieren für 120 Studenten dienen konnte. Die Studenten saßen allerdings bis zum letzten Tag im alten Institut auf himmeltraurigen Hokkern aus dem letzten Jahrhundert. Aus dem Platz des alten Hörsaals gewann das Institut im 1. Stock 5 kleinere Zimmer;
2. die Sammlung von pathologisch-anatomischen Präparaten, welche die Schaustücke aller Krankheiten sämtlicher Körpergegenden in Glaskasten auf zwei Stockwerken enthielt, systematisch durchzumustern, auf die Hälfte zu reduzieren, und diese Hälfte in einer Kompaktus-Anlage unterzubringen. Hierdurch wurde der Platz für die elektronenmikroskopische Abteilung geschaffen.

Von Andreas Werthemann konnte der neue Chef gut durchdachte Pläne für ein neues Pathologisches Institut übernehmen. Hart war indessen die Detailarbeit, bis schließlich ein allen Bedürfnissen gerecht werdendes, ideales, baufertiges Projekt vorlag. R. HAFNER vom Architekturbüro Gass und Boss hat mit großem Einfühlungsvermögen und Verständnis für die besondere Art eines Gebäudes für pathologische Anatomie diese Bedürfnisse richtig erkannt und die Pläne entsprechend gestaltet.

Der Ratschlag betreffend Neubau des Pathologischen Instituts wurde den Mitgliedern des Großen Rates des Kantons Basel-Stadt am 30. Mai 1969 zugestellt mit dem Wunsch auf sofortige Behandlung. Es heisst darin:

> «Die heutige Pathologische Anstalt wurde im Jahre 1880 auf dem Areal des Bürgerspitals errichtet. Erweiterungsbauten wurden 1901 und

1924/25 angefügt. Nach Möglichkeit wurde durch innere Umstellungen und eine maximale Nutzung der Räume, die heute über das Erträgliche weit hinausgeht, den steigenden Ansprüchen einigermaßen gefolgt. ... Die Notwendigkeit eines Institutneubaus ist unumstritten. Selbstverständlich muß bei der Planung nicht nur den heutigen Erfordernissen, sondern auch der zukünftigen Entwicklung Rechnung getragen werden. Der Standort des neuen Institutes, Ecke Hebelstraße/Schönbeinstraße, ist längst festgelegt. Er ermöglicht die Erstellung eines Baues, der räumlich den Anforderungen bis zum Jahre 1985 genügt und überdies auch spätere Erweiterungsmöglichkeiten bietet. ... Im vorliegenden Projekt sind Sektionsräume, Laboratorien und Lehrräume als drei Hauptgruppen des Instituts klar getrennt. ...»

Am 19. Juni 1969 bewilligte der Basler Große Rat den Kredit für den Neubau des Pathologischen Institutes im Betrage von 16 Millionen Franken; das Referendum wurde nicht ergriffen.

Die neue Institutsnettofläche beträgt 5205 m²; mit Installationsräumen, Abwart, Gängen, Treppenanlagen usw. beträgt die Bruttofläche 8092 m². Das Projekt hat die volle Zustimmung des Heimatschutzes gefunden, stört es doch in keiner Weise den Holsteinerhof. Das für das neue Institut benötigte Terrain war Eigentum des Bürgerspitals und umfaßte sieben Parzellen: Hebelstraße 19/21, Hebelstraße 23, Schönbeinstraße 42, Schönbeinstraße 40, Schönbeinstraße 38, Schönbeinstraße 36 und einen nicht überbauten Parkplatz. Der Bürgerrat, die Oberbehörde des Bürgerspitals Basel, war der Ansicht, daß das Areal für das neue Institut vom Kanton Basel-Stadt als dem Bauherrn erworben werden sollte. Der diesbezügliche Kaufvertrag mit dem Bürgerspital sowie der Kredit für die Errichtung des Neubaus wurde mit Großratsbeschluß vom 19.6.1969 genehmigt.

Der erste Spatenstich für das neue Institut (Abbruch der alten, baufälligen, vor der Jahrhundertwende auf dem Bauareal Ecke Schönbeinstraße/Hebelstraße erstellten Gebäude) erfolgte am 20. Dezember 1969. Ein Jahr später, im Dezember 1970, erstrahlte zur Weihnachtszeit auf dem Rohbau das Aufrichtetännchen.

Vor 90 Jahren, als die Pathologie vom Rheinsprung in die eigene Anstalt im Spitalgarten zügelte, umfaßte das «Personal» den Chef, einen Assistenten und einen vom Spital gestellten Sektionsdiener.

Am 1. November 1971 begann der Umzug mit nahezu 100 Institutsangehörigen aus dem alten Institut über die Hebelstraße hinweg, in das neue schöne Haus. Es herrschte an diesem Tag in der Hebelstraße ein ungeheurer Verkehr: der katholische Feiertag hatte Elsäßer und Badenser zur Herbstmesse gelockt, und zur Entlastung des Petersgrabens wurde der Verkehr

einbahnig durch die Hebelstraße geleitet; Autobusse der BVB, Privatwagen, Lieferwagen, Autocars bildeten Kolonnen. Zwischen diesen hindurch schlängelten sich die Ärzte, Laborantinnen, Präparatoren, Mechaniker und Verwaltungsangestellten, trugen auf Handkarren oder fest an sich gepresst ihre wertvollen Instrumente und Apparate, Bücher, Schriften, Akten, Schnitte und Flaschen mit sich in die neuen Arbeitsräume.

Um die Weihnachtszeit 1971 herum wurde das alte Institut abgetragen.

Wir haben einen Rückblick auf die Geschichte der Pathologie und ihrer Anstalt in Basel im Zeitraum von 120 Jahren geworfen. Schwer ist die Aufgabe des guten Pathologen: er soll Arzt, Lehrer und Forscher in einer Person sein und als Vorgesetzter warme Menschlichkeit im Institut ausstrahlen. Die Tätigkeit des Ärzte- und Mitarbeiterstabes des Instituts aber muß stets getragen sein vom Gedanken, für den Kranken der Gegenwart und der Zukunft zu wirken. Bei Behörden und Volk das Verständnis für die vielseitigen und verantwortungsvollen Aufgaben des Institutes zu wecken, ist der tiefere Sinn dieser Arbeit.

Literatur-Angaben

Bleuler, E.: Abdankung für Ernst Hedinger.

Bonjour, Edgar: Die Universität Basel 1460–1960. Helbing & Lichtenhahn Basel 1960

Bueß, Heinrich: Physiologie und Pathologie in Basel zur Zeit des Barocks. Gesnerus *14*:14 (1957).

Burckhardt, A.: Prof. Moritz Roth. Corr. blatt Schweiz. Ärzte 1915

Burckhardt, A.: Medizinische Fakultät Basel 1460–1900. Verlag Reinhardt Basel 1917

Dubler, A.: Neuritis bei Herpes zoster. Med. Diss. Basel 1884

Eckmann, Leo: Krebsdiagnostik des praktischen Arztes, 1. Teil mit Vorwort von Prof. Dr. R. Nissen, Präsident der regionalen Krebsliga beider Basel. Ciba-Symp. *7*:73 (1959)

Enderlen, E.: In memoriam Eduard Kaufmann. Schweiz. med. Wschr. *14*:20 (1933).

Frey, Manfred: Friedrich Miescher-His (1811–1887). Sein Beitrag zur Histopathologie des Knochens. Diss. Basel 1962, auch Basler Veröffentlichungen zur Geschichte der Medizin und der Biologie Fasc. 14.

Gesetz über die Verwaltung und Verwendung des Universitätsgutes 1836.

Gruber, G. B.: Eduard Kaufmann (zum 70. Geburtstag). Münch. med. Wschr. *77*:496 (1930).

Gruber, G. B.: Eduard Kaufmann 24.3.1860–15.12.1931. Verh. Dtsch. Ges. Path. 1934 Rostock.

Gruber, G. B.: Albrecht von Haller als pathologischer Anatom. Schweiz. med. Wschr. *68*:828 (1938).

Gruber, G. B.: Einführung in Geschichte und Geist der Medizin. Ein Lehrbuch in Vorlesungen. 4. Auflage Thieme-Verlag Stuttgart 1952.

Albrecht von Hallers Tagebuch seiner Studienreise nach London, Paris, Straßburg und Basel 1727–1728. 2. verbesserte und vermehrte Auflage mit Anmerkungen von Erich Hintzsche, Berner Beitr. z. Geschichte d. Medizin u. d. Naturwiss. Verlag H. Huber Bern 1968.

His, Wilhelm: Gedenkschrift zur Eröffnung des Vesalianum 1885.

His, Wilhelm: Lebenserinnerungen und ausgewählte Schriften. Hubers Klassiker der Medizin und Naturwiss. *6*:1965.

Jung, C. G.: Über das Verhältniss der Anatomie zu der medicinischen Wissenschaft und über die Leistungen der Anatomen an der Baseler Hochschule. Rectoratsrede gehalten den 26. September 1828 von C. G. Jung, Basel, gedruckt in der Schweighauserschen Buchdruckerei.

Koelbing, H.: Renaissance der Augenheilkunde 1540–1630. Huber Bern 1967.

Koelner, Paul: Res publica Basiliensis. Kulturgeschichtliche Bilder und Szenen aus 6 Jahrhunderten. Benno Schwabe-Verlag Basel 1938.

Krauspe, Carl: Werner Gerlach (4.9.1891–31.8.1963). Verh. Dtsch. Path. Ges. *48*:343 (1964).

Mani, Niklaus: Die historischen Grundlagen der Leberforschung, II. Teil: Die Geschichte der Leberforschung von Galen bis Claude Bernard. Schwabe & Co.-Verlag Basel/Stuttgart 1967.

Marti, Otto: Entstehung und Entwicklung der Basler anatomischen Sammlung 1543–1943. Diss. (Zahnarzt) Basel 1949.

Meyer, Alice: Anpassung oder Widerstand. Die Schweiz zur Zeit des deutschen Nationalsozialismus. Verlag Huber & Co. Frauenfeld 1965.

Miescher, Friedrich: Die medizinische Fakultät in Basel und ihr Aufschwung unter Felix Platter und C. Bauhin. Zur vierten Säcularfeier der Universität Basel 6. Sept. 1860 im Auftrage der medizinischen Facultät. Schweighausersche Univ.-Buchdruckerei, Basel 1860.

Müller, Friedrich: Nekrolog auf Prof. Miescher

Nissen, Rudolf: Helle Blätter – dunkle Blätter DVA 1969.

Roth, Moritz und Reber, Paul: Die pathologische Anstalt in Basel. (ohne Angabe des Ortes der Publ., Basel 1880).

Roth, Moritz: Andreas Vesalius Bruxelliensis. Rektoratsrede 26. Nov. 1885.

Roth, M.: Zur Erinnerung an Herrn Prof. Friedrich Miescher-His, 1887.

Roth, M.: Professor Dr. Albert Dubler.
Corr. blatt 1903, S. 582

Schieß: Grabrede für Prof. Fr. Miescher-His.

Schnell, J., Miescher, F., Riggenbach, J., Wackernagel W.:
Die Universität Basel, was ihr gebricht und was sie sein soll. Bahnmaiers Buchhandlung Basel 1854.

Sigerist, Henry E.: Große Ärzte.
J. F. Lehmann-Verlag, München 1959

Staatsarchiv Basel: Spitalarchiv D 14, Path. anat. Anstalt 1877–1898.

Staatsarchiv Basel: Univ. Archiv XII/13/1, Path. anat. Anstalt 1878–1916.

Staatsarchiv Basel: Spitalarchiv V 20.

Staatsarchiv Basel: Bauakten BB 26.

Staatsarchiv Basel: Erziehungsakten DD 14.

Staatsarchiv Basel: Erziehungsakten AA 7.

Staemmler, M.: Eduard Kaufmann zum 70. Geburtstag.
Klin. Wschr. *9*:623 (1930).

Uehlinger, E.: Begrüßungsansprache zur 49. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Pathologie.
Verh. Dtsch. Ges. Path. 49. Tg. 1965

Wegelin, C.: Abdankung für Ernst Hedinger.

Werthemann, A.: Die pathologisch-anatomische Anstalt in: Die Universität Basel in den Jahren 1914–1939.

Werthemann, A.: In memoriam Prof. Robert Rößle.
Schweiz. med. Wschr. *87*:115 (1957).

Werthemann, A.: Über 100 Jahre Pathologie in Basel
Verh. Dtsch. Ges. *47*:1 (1963).

Werthemann, A.: Die Aufgabe der Pathologie.
Popul. Vortrag Bernoullianum Basel 1964.

Werthemann, A.: Semesterschluß- und Abschiedsvorlesung 6.7.1967.

Wolf-Heidegger, G.: Professoren der Universität Basel aus fünf Jahrhunderten.
Herausgeber Andreas Staehelin. Verlag Fr. Reinhardt AG Basel 1960.

Zuckmayer, Carl: Als wär's ein Stück von mir.
S. Fischer Verlag 1967.

Zweig, Stefan: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers.
Büchergilde Wien 1952.

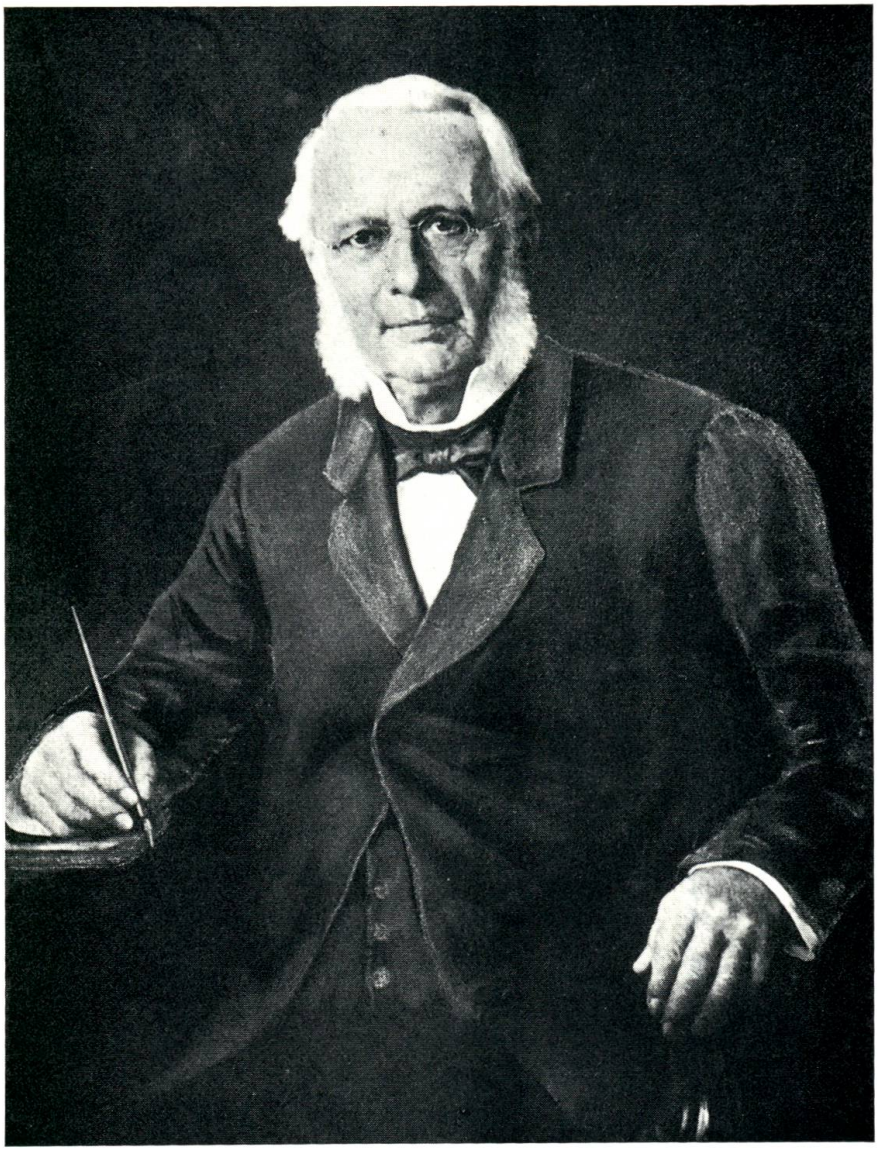


Abb. 1

FRIEDRICH MIESCHER-HIS
geb. 1811 gest. 1887
Professor für Physiologie und allgemeine Pathologie
1837-1844
1. Ordinarius für Pathologie
1850-1871

Abb. 2

MORITZ ROTH
geb. 1839 gest. 1914
2. Ordinarius für Pathologie
1872-1897

Basel, 21 Sept. 1878.

Hochgeehrter Herr Präsident!

Hochgeehrte Herren!

Mit Gegenwärtigem beehren wir uns Ihnen ein neues Projekt für Herstellung einer Isoliranstalt, innerhalb des Botanicums, zur gefälligen Prüfung zu unterbreiten. Es bildet dasselbe gleichsam den Abschluß derjenigen Gruppe von Projekten, welche eine richtige Lösung in Anbetracht an die nächstliegende Grenzmauer vorzunehmen haben. Durch die Benützung des vorhandenen Lichtvorsprungs für die hintere Façade erhält das neue Projekt Vorzüge, welche bisher nur in den preisgekrönten Projekten zu finden waren, und erlauben wir uns deshalb um Ihr freundliches Gehör zu bitten, Sie wollen zur beförderlichen Ausführung dieses Projektes Ihre Genehmigung ertheilen, und den hohen Behörden dasselbe in empfehlendem Sinne vorlegen.

Hochachtungsvoll:

M. Roth.
Paul Reber.

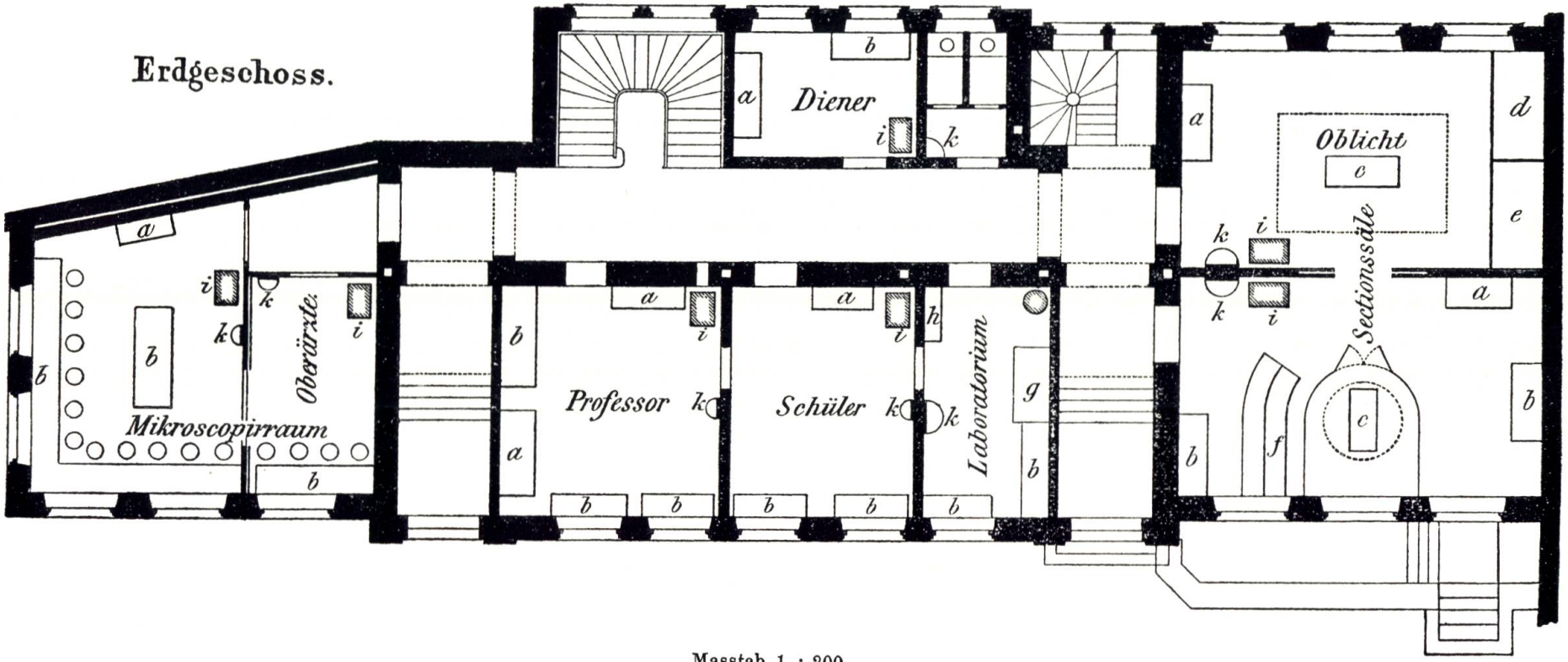
An Hr. Spitalpflegamt
in Basel.

Abb. 3

Schreiben von Moritz Roth und Paul Reber an Spitalpflegeamt vom 21. Sept. 1878, den Neubau im Spitalgarten betreffend

Abb. 4

Grundriss
der pathologischen Anstalt
vom Erdgeschoss



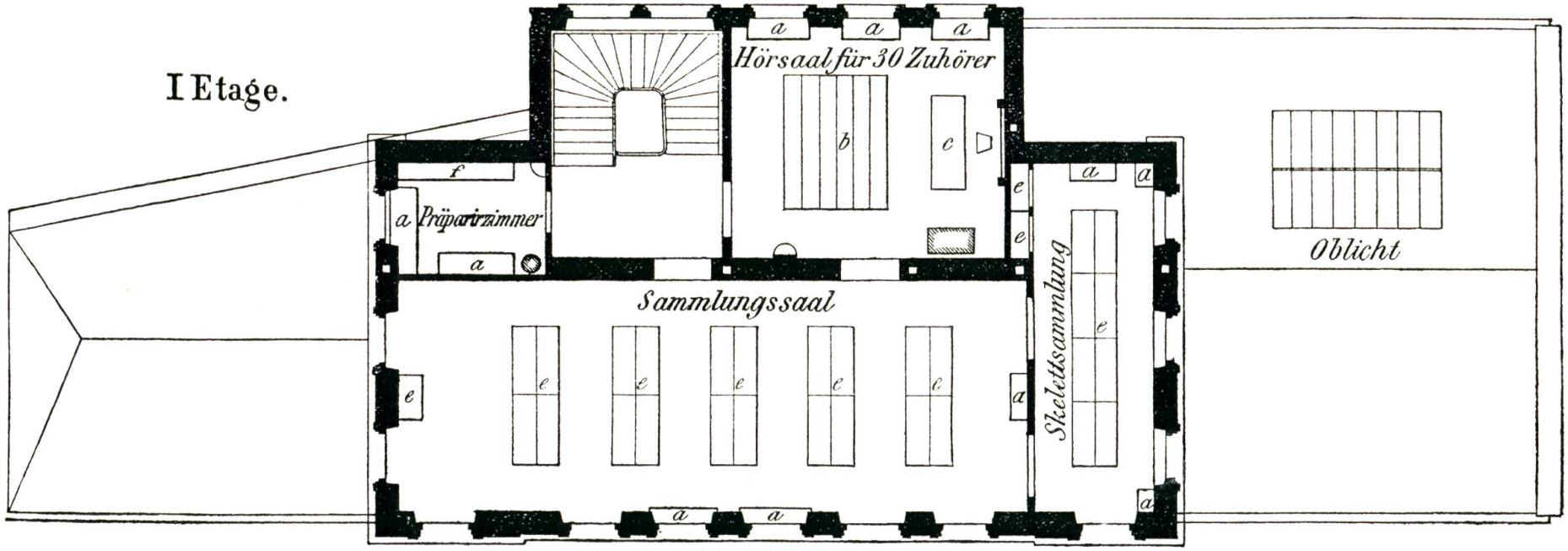
Masstab 1 : 200

Legende:
a) Schränke
b) Tische
c) Secirtische
d) Leichenaufzug
e) Leichenwaage

Legende:
f) Podium
g) Chemische Capelle
h) Regal
i) Oefen
k) Wasserbassin

Abb. 5

Grundriss
der pathologischen Anstalt
vom ersten Stock



Masstab 1 : 200

Legende:
a) Tische
b) Subsellien
c) Tisch mit Pult

Legende:
d) Wandtafel
e) Schränke
f) Regal

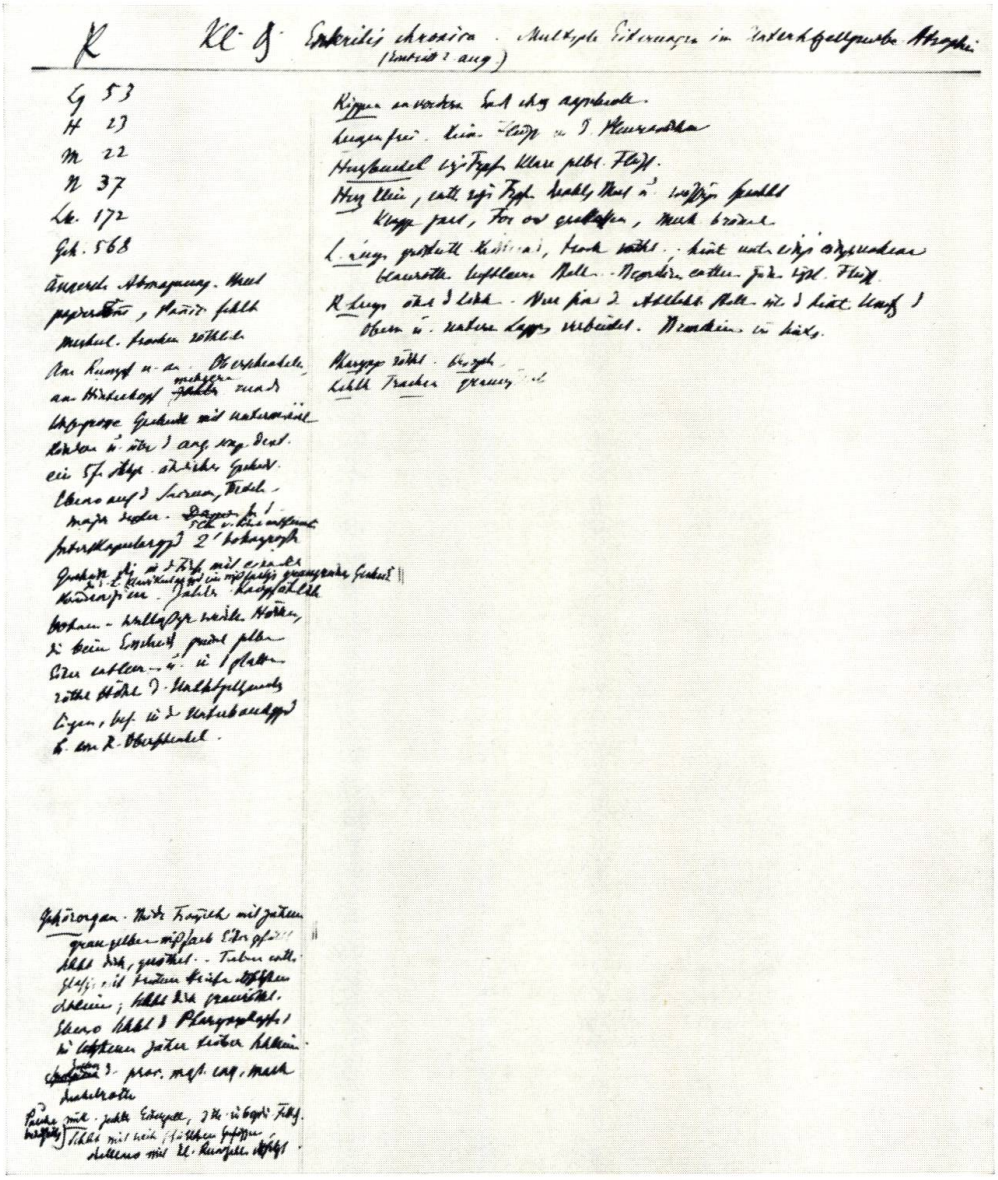


Abb. 6

Sektionsprotokoll aus dem Jahre 1897, von der Hand von Moritz Roth geschrieben

Abb. 7

Fortsetzung des Sektionsprotokolls von Moritz Roth

Abb. 8

Die Pathologie, von der Spitalseite gesehen. Unter Eduard Kaufmann erfuhr das Gebäude die Aufstockung und den Anbau des Flügels, der im Hintergrund sichtbar ist

Abb. 9

EDUARD KAUFMANN
geb. 1850 gest. 1931
3. Ordinarius für Pathologie
1898-1907

Abb. 10

ERNST HEDINGER
geb. 1873 gest. 1924
4. Ordinarius für Pathologie
1907-1922

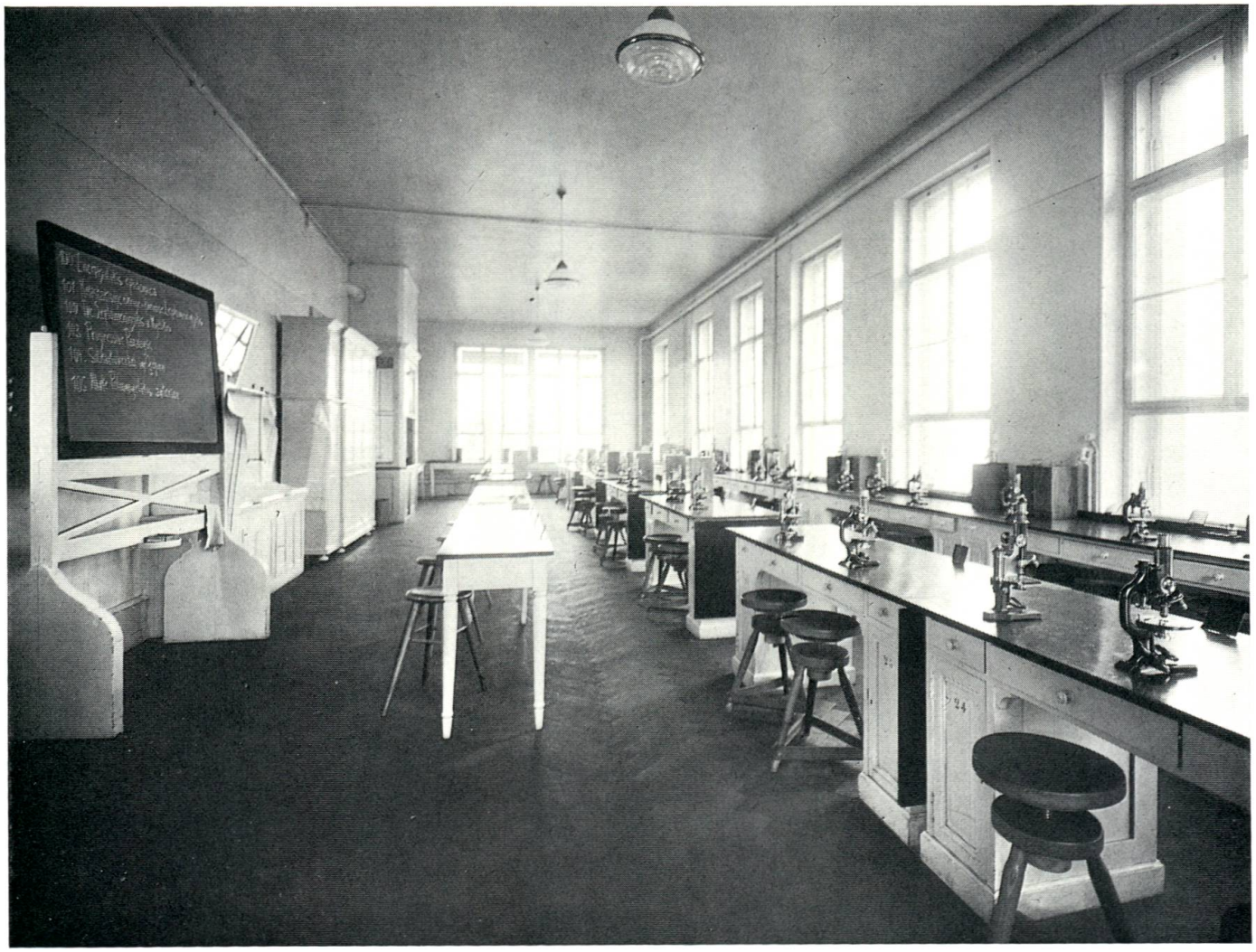


Abb. 11

Der Mikroskopiersaal
Die Mikroskope tragen das Herstellungsdatum von 1897
Auf diesen Hockern quälten sich die Studenten noch bis 1971

Abb. 12

Das Instituts-Personal 1913
Von links nach rechts
hintere Reihe: Sir A. Theiler aus Prätoria, Dr. Schönberg, Dr. J. L. Burckhardt
vordere Reihe: Dr. Heusser, Dr. Alice Gutknecht, Dr. W. Lutz, Dr. Schnyder

Abb. 13

Das Instituts-Personal 1928
Auf dem Tisch die von Dr. A. Werthemann identifizierten und untersuchten Gebeine des Erasmus von Rotterdam aus dem Basler Münster

Abb. 14

Die «Rössle-Bauten»
In der Mitte der Anbau für den grossen Sektionssaal, davor Steg zum Garten des Spitaldirektors. Im Hintergrund rechts das angebaute Abwartshäuschen

Abb. 15

ROBERT RÖSSLE
geb. 1876 gest. 1956
5. Ordinarius für Pathologie
1922-1929

Abb. 16

WERNER GERLACH
geb. 1891 gest. 1963
6. Ordinarius für Pathologie
1929-1936

Abb. 17

Das gesamte Instituts-Personal im Winter 1936/1937

Abb. 18

Museums-Präparate von Missbildungen in Schaukasten
der pathologisch-anatomischen Sammlung

Abb. 19

ANDREAS WERTHEMANN
geb. 1897
7. Ordinarius für Pathologie
1937-1967

Abb. 20

«Dr Ylauf» 1927
Die ganze Untersuchungsstation, das ist mikroskopische Präparation, Einbettung, Schneiden, Färben und Berichterstattung, in einem einzigen Raum

Abb. 21

Ein Teil der Untersuchungsstation 1967
Der grosse Anstieg der Untersuchungszahlen verlangte viel Personal,
die Raumverhältnisse entsprachen in keiner Weise mehr

Abb. 22

Ein Laboratorium 1931
Die Ärzte stellen ihre histologischen Präparate noch selber her.

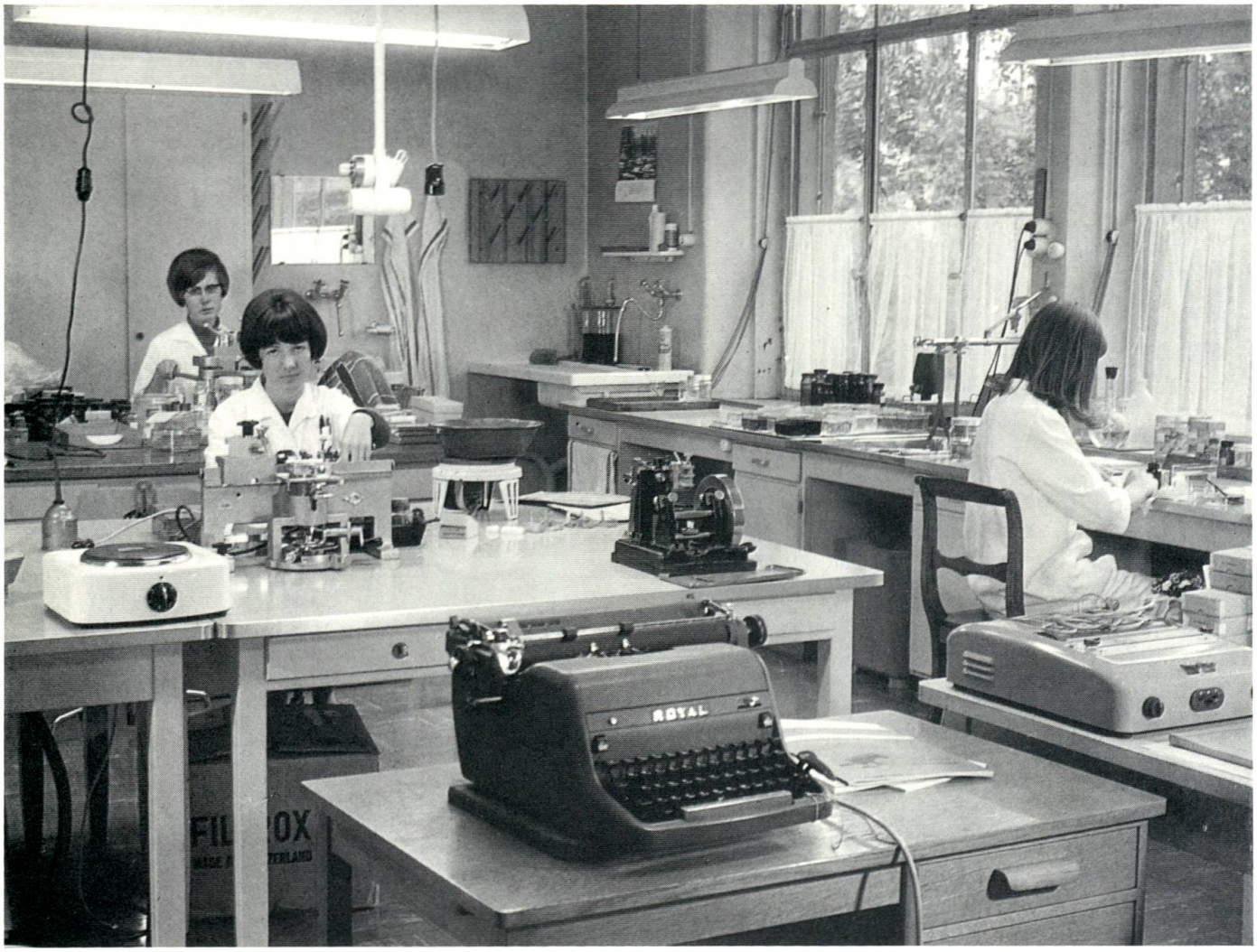


Abb. 23

Das gleiche Labor 1967
Die Spezialabteilungen Neurohistologie und Nierenpathologie werden sukzessive mit moderneren Apparaten ausgerüstet. Protokolle, Gutachten und wissenschaftliche Arbeiten werden auch von den Laborantinnen geschrieben

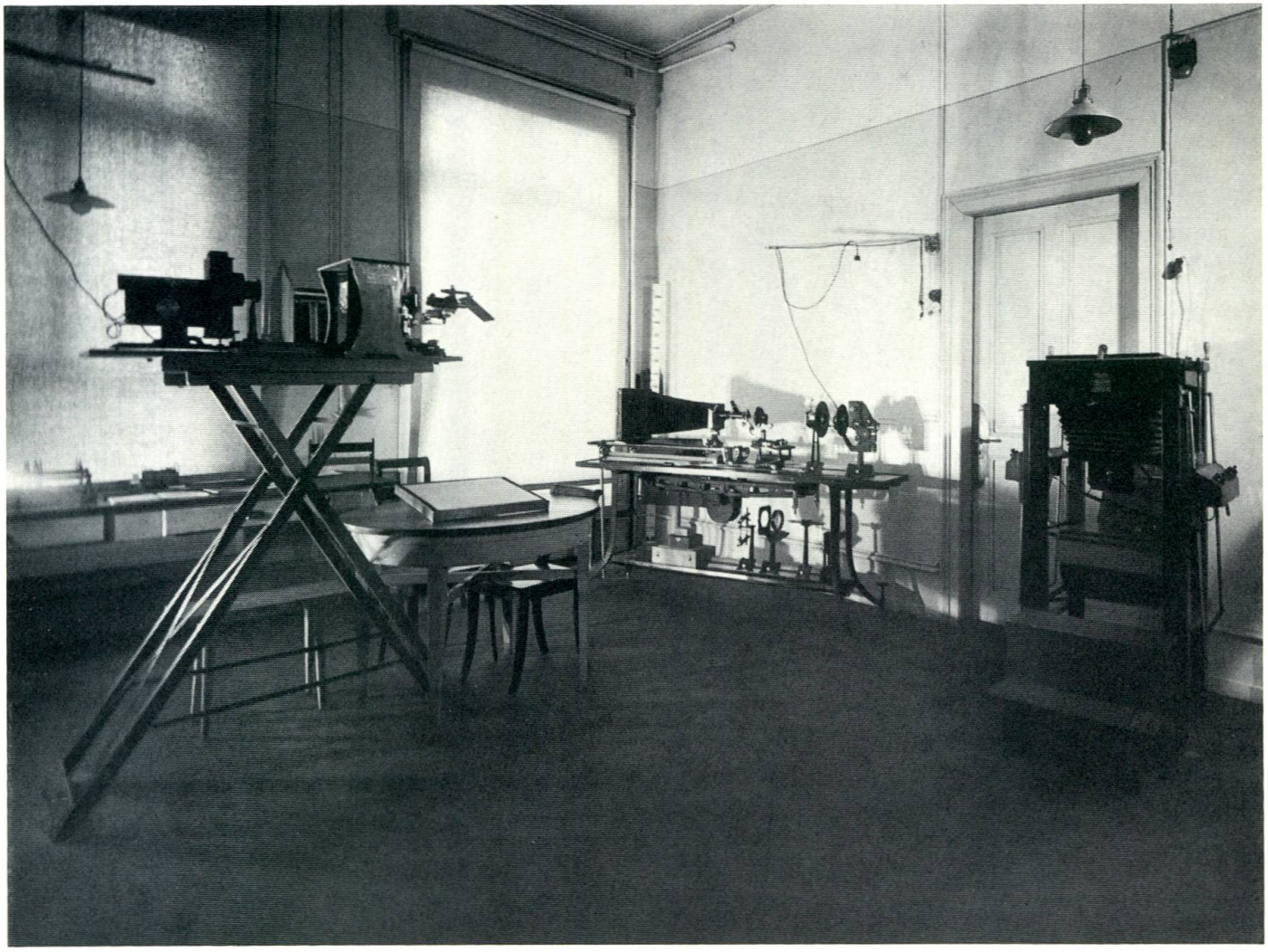
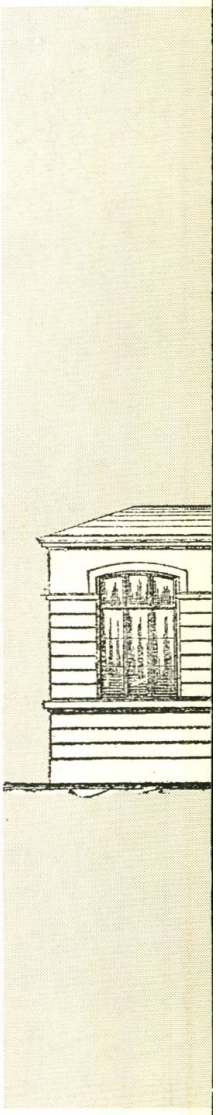


Abb. 24

Die photographische Abteilung 1931